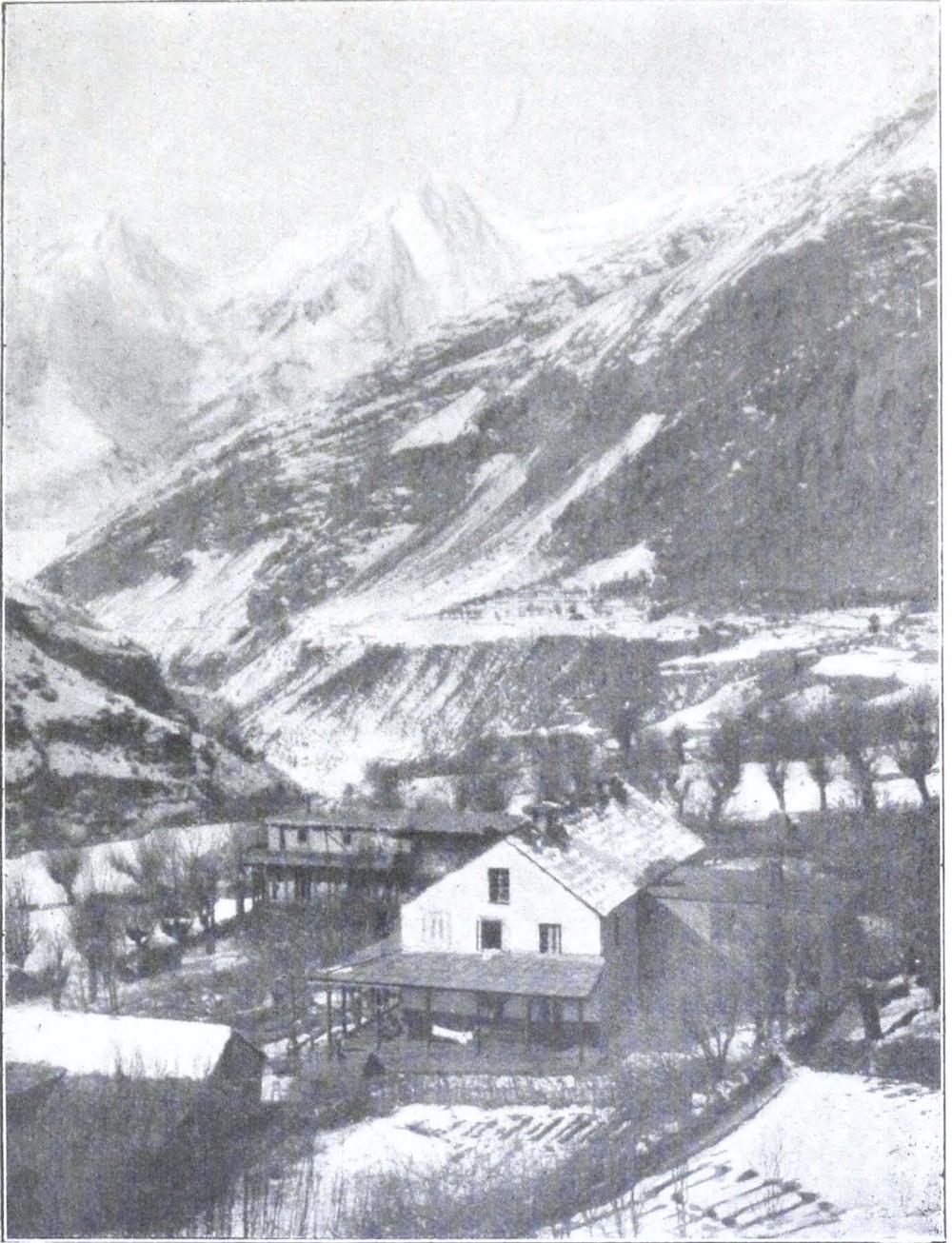




*Fünfzig Jahre
unter
Tibetern*

von
G. Heyde



Kyelang im Winter

50 Jahre unter Tibetern

Lebensbild

des

Wilhelm und der Maria Heyde

dargestellt von

G. Heyde (Bad Boll)



1921

Verlag der Missionsbuchhandlung, Herrnhut

Charlotte Johanna Kaschner.

Inhalt.

	Seite
I. Wilhelm Henke	
1. Die Jugend	5
2. „Auf zu den Mongolen“	7
3. Der große Umweg	8
4. Quer durch den Himalaya	13
5. Pioniere auf Vorposten	18
II. Marie Hartmann	
1. Das Missionskind	22
2. Mutter Hartmann	23
3. Briefe aus dem Urwald	27
4. Bis zur Lehrerin	30
5. Die seltene Brautfahrt	31
III. Die ersten Jahre gemeinsamen Wanderns	
1. Männerköpfe und Frauenherzen	35
2. Nomadenleben	38
IV. Die Tibeter	
1. Lebensweise, Sitten und Gebräuche	41
2. Religion und Sittlichkeit	44
V. Die Missionsarbeit	
1. Der Gesamteindruck	50
2. Auf Predigtreisen	52
3. Der Übersetzer, Schriftsteller und Buchdrucker	53
4. Seelsorger und Arzt	55
5. Musterfarm und Strickschule	59
VI. Die Familie	
1. Der Eltern Mühen und Freuden	64
2. Das große Opfer der Missionare	66
VII. Nicht gezählt, sondern gewogen	
1. Die Früchte der Arbeit	69
2. Der Abschied von Khyelang	73
VIII. Der Lebensabend	
1. In Darjeeling	75
2. Heimwärts nach 50 Jahren	76



Vorwort

Dieses Buch ist entstanden auf Wunsch der Missions-Direktion der Brüdergemeine, die den Schreiber beauftragt hat, ein Lebensbild seiner Eltern zu entwerfen. Er benutzte die ihm zur Verfügung stehenden Briefe und Tagebücher, hielt sich an die mündlichen Erzählungen seiner Eltern und schöpfte aus der schon bestehenden Literatur über die Himalayamission der Brüdergemeine; besonders aus der Schrift H. G. Schneiders „Leh in Kaschmir“, die ihrerseits aus mündlichen Besprechungen des Verfassers mit den Missionaren Ribbach und Heyde hervorgegangen ist. Wertvolle Hilfe erfuhr er auch von Bruder Franke und Geschwister Schnabel, deren Winke und Beiträge den Verfasser zu aufrichtigem Dank verpflichten. Endlich schulde ich meinem Schwiegervater, Herrn Wilhelm Christ in Basel, einen herzlichen Dank für mannigfache Anregung, guten Rat und tatkräftige Hilfe bei Zustandekommen dieses Lebensbildes. Er hat es z. B. ermöglicht, daß das Büchlein mit einem schönen Bilderschmuck ausgestattet werden konnte, ohne im Handel durch einen unerschwinglichen Preis belastet zu sein.

Wenn die Brüdergemeine, deren Geschichte auf das engste mit der Mission verknüpft ist, im Jahr 1922 ihr zweihundertjähriges Bestehen feiert, so darf vielleicht auch diese Arbeit als eine bescheidene Jubelgabe mit dazu beitragen, den Herrn und Meister unserer Gemeinschaft zu verherrlichen.

Bad Boll, im Sommer 1921

Gerhard Heyde

I. Wilhelm Heyde



I. Die Jugend

Es war an einem Sommertag des Jahres 1837. Da fuhr ein hochgetürmter Lastwagen durch die Straßen der kleinen Herrnhuter Kolonie Gnadenfrei in Schlesien. Hoch oben thronte ein ärmlich gekleidetes, schwarzlockiges Büblein von 12 Jahren, das mit dunklen Augen in die Welt hineinschaute. Unten stand die weinende Mutter, eine einfache Bauersfrau, und winkte ihrem Sohn ein letztes Lebewohl zu.

Der Knabe hieß Wilhelm Heyde. Sein höchster Wunsch war es, zu „studieren“ und in den Besitz einer Geige zu gelangen. Beides blieb ihm versagt. Die akademische Bildung konnte er nach Jahren durch fleißiges Privatstudium z. T. noch ersetzen, und die musikalische Begabung ging später auf den ältesten Sohn über, der es auch im Geigen- und Orgelspiel zu einer bedeutenden Fertigkeit brachte. Wilhelm Heyde aber mußte als 12jähriges Kind Heimat und Vaterhaus verlassen, um in der Fremde ein Handwerk zu erlernen. Seine Eltern waren nämlich arm und hatten ein Häuflein Kinder zu ernähren. Sie hatten sich erst vor einem Jahr in Peilau bei Gnadenfrei ein Häuschen gekauft. Dasselbe aber war abgebrannt, und so wurde die Not groß. Der Prediger in Gnadenfrei vermittelte es, daß der kleine Wilhelm nach Herrnhut kam, um dort bei dem Klempnermeister Weber in die Lehre zu treten. Da gerade eine Fahrgelegenheit nach Herrnhut sich bot, wurde der Knabe oben aufgestaut und machte mit dem Fuhrmann die viertägige Reise nach Herrnhut.

Seit dem Jahre 1829 hatten sich „die Heides“ — die Schreibart mit dem „h“ kam erst später auf — der Herrnhuter Gemeinde in Gnadenfrei angeschlossen. Der Vater war bis dahin dem Namen nach katholisch, dem Herzen nach freilich schon längst evangelisch. Er stammte von frommen katholischen Eltern, die in Lampadel am Zobten, dem alten Wahrzeichen Schlesiens, ein kleines Gut besaßen, mußte frühzeitig

die Heimat verlassen und erlernte die Weberei, später auch die Landwirtschaft. So verwaltete er lange Zeit das Anwesen eines Kaufmanns in Reichenbach und wurde dann herrschaftlicher Gärtner in Girlachsdorf, wo ihm am 16. Februar 1825 sein Sohn Wilhelm geboren ward. Auch die Mutter des Knaben war eine Schlesierin, Eleonore geb. Hante aus Gallowitz. — Aus den ersparten Groschen hatten sich im Jahr 1834 die Gärtnerleute das oben erwähnte Häuschen gekauft, um sich in Peilau bei Gnadenfrei selbständig zu machen.

Die Lehrzeit, die der Knabe in Herrnhut antrat, dauerte sechs Jahre und war sehr hart. Der Geist in dem Hause des Meisters war nichts weniger als christlich, obwohl die Leute auch zur Brüdergemeinde gehörten. Die äußere Zugehörigkeit zu einer frommen Gemeinschaft ist eben noch keine Bürgschaft für den christlichen Wandel. Am Sonntag während der Predigt mußte der Lehrbube im ersten Winter die Straßentlaternen putzen. Dabei fror er sich die Hände und Füße wund. Auch mußte er oft hungern und Mißhandlungen von dem groben Meister erdulden. Die fernen Eltern wußten nichts davon, denn ihr Sohn schwieg darüber. Er wuchs unter Gottes Schutz trotz mancherlei Versuchungen gesund an Leib und Geist heran; denn „es ist ein köstlich Ding einem Mann, daß er das Joch in seiner Jugend trage“.

Eine heitere Geschichte zeugt von dem kindlichen Gemüt des Knaben: Sein hartes Los hatte das Mitleid der Nachbarn erregt, und eine ältere Herrnhuter Schwester sagte einst zu dem Lehrjungen: „Du mußt dir nicht alles von deinem Meister gefallen lassen.“ Das hatte er sich gemerkt, und bei der nächsten Gelegenheit, als ihn der Meister wieder schlug, wurde der bisher so gutmütige Junge auffässig. Erstaunt fragte ihn der Meister, wie er dazu komme. Prompt lautete die Antwort: „Eine Schwester hat mir gesagt, ich soll mir nicht alles gefallen lassen.“ Aber auf die Frage des Meisters konnte er ihren Namen nicht nennen. Einige Zeit darauf geht er mit dem Meister über die Straße und sieht die Schwester von ferne. Kaum daß er sie erkannt hat, so führt er seinen Herrn zu ihr hin, gibt ihr die Hand und spricht zu ihm: „Das ist die Schwester, die mir gesagt hat, ich solle mir nicht alles gefallen lassen.“ Die nächste Folge dieser urwüchsigen Offenheit des Knaben war eine etwas peinliche Auseinandersetzung zwischen den Beteiligten, die des komischen Beigeschmackes nicht entbehrte. Eine weitere Folge aber war, daß sich von da ab die Behandlung besserte.

Auch lernte der Meister den Fleiß, die Zuverlässigkeit und die geschickte Hand seines Lehrlings und späteren Gesellen immer mehr schätzen. Und dieser dachte auch nach vollendeter Lehrzeit nicht daran, das ihm zur zweiten Heimat gewordene Herrnhut zu verlassen. Hier suchte und fand er Gelegenheit zu seiner weiteren geistigen Fortbildung, hier machte

er seine ersten pädagogischen Erfahrungen, indem er als „Knabenbruder“ die Lehrlinge des Ortes in ihren Freistunden beaufsichtigte, hier wurde er später Gehilfe des „Brüderhausvorstehers“ und erlernte als solcher allerhand kaufmännische Arbeiten; hier hat er vor allem den Frieden des Herzens gefunden, den die Welt nicht geben kann. Darüber schreibt er unter dem 13. Juli 1853: „In Herrnhut wurde ich durch die Barmherzigkeit meines Erlösers aus dem Tode ins Leben erweckt, hier lernte ich mein sündiges Herz kennen, aber auch den gekreuzigten Heiland, der mich mit Gott versöhnt hat, und dessen starke Hand mich nun sicher und gewiß führt.“

2. „Auf zu den Mongolen“

Nachdem der Knabe, Jüngling und Mann 15 Jahre in Herrnhut zugebracht hatte, trat die entscheidende Wendung seines Lebens ein. Der „ledige Bruder“ Wilhelm Heyde erhielt von der Missionsbehörde der Brüdergemeinde den Ruf, mit noch einem anderen Bruder namens Pagell die „Mongolen-Mission“ in Zentralasien zu beginnen. Diese Berufung traf den Ahnungslosen wie ein Blitz aus heiterem Himmel und machte ihm viel zu schaffen.

Am „Froschloch“, einem kleinen Weiher bei Herrnhut, saß der Siebenundzwanzigjährige still in sich gefehrt, während die Lehrjungen, die er zu beaufsichtigen hatte, ihre Kopfsprünge ins Wasser machten. Sie wunderten sich, daß ihr Vorgesetzter an diesem Abend nicht mit ihnen sprang und schwamm, wie er es sonst zu tun pflegte. Wenn sie ihm hätten ins Herz schauen können, so hätten sie sich nicht gewundert. Da tobte ein Kampf. Da sprachen die Gedanken dafür und dawider. Da stand er auf dem Scheideweg: „Sollte er den großen Sprung in das Dunkle, das Unbekannte wagen oder nicht?“ —

Es war ja nichts Außergewöhnliches in Herrnhut, daß einfache Laienbrüder auf die Mission berufen wurden und den Weg über das Weltmeer antraten. In diesem Fall aber war es doch etwas Besonderes. Inner-Asien und das Mongolenland! Wer kannte dazumal jene Gebiete, die ein Sven Hedin erst 60 Jahre später erschließen sollte? Wer hatte eine rechte Vorstellung von dem Weg, der dorthin führte, und von den Verhältnissen, die es zu berücksichtigen galt? Uns erscheint der damals gefaßte Missionsplan fast wie ein Abenteuer. Doch solche Gedanken mußten dem Manne, der damals auf dem Scheidewege stand, ferne liegen. Er hatte es nur mit dem an ihn ergangenen Ruf zu tun. Und die Missionsbehörde sprach wohl von einem Wagnis, aber von keinem Abenteuer. Zu einer Glaubenstat rief sie auf und suchte Männer, befehlt vom „Geist der ersten Zeugen“.

August Wilhelm Heyde entschied sich damals für den Sprung ins Dunkle. Er tat es im Vertrauen und Gehorsam gegen die Stimme, die er in sich vernahm. Und daß er mit einer außerordentlichen Zähigkeit diese einmal eingeschlagene Richtung seines Lebensweges verfolgte, indem er 50 Jahre in Zentralasien ausharrte, ohne einmal dazwischen europäischen Boden gesehen zu haben, das ist die Tat, mit der er hier auf Erden seinen Gott preisen durfte. —

Der Plan einer „Mongolen-Mission“ war im Jahre 1850 infolge einer Anregung des Chinesen-Missionars Dr. Güsslaff gefaßt worden. Er predigte den Kreuzzug wider China. Von allen Seiten sollte das Riesereich durch die verschiedenen Missionsgesellschaften „angegriffen“ werden; und der Brüdergemeinde war dabei die Aufgabe zugebacht, in die Mongolei vorzudringen. Zu dem Zwecke sollten ihre Missionare auf dem Festlandswege über Südrußland nach Asien reisen. Da jedoch die russische Regierung die dazu nötigen Pässe verweigerte, mußte der weite Seeweg um das Kap der guten Hoffnung eingeschlagen werden; denn einen Suezkanal gab es damals noch nicht.

Zuvor aber mußten umfassende Vorbereitungen getroffen werden. Denn der diesmalige Auszug aus Heimat und Vaterland war nicht so einfach zu bewerkstelligen als die Reise, die das 12jährige Bublein einst auf dem Lastwagen von Gnadenfrei nach Herrnhut unternahm. Vor allem galt es die mongolische Sprache zu erlernen und einige medizinische Kenntnisse sich anzueignen. Für beides bot sich 1851 auf 1852 Gelegenheit in dem weltfernen Schwarzwalddörflein Königsfeld. Der Vorsteher jener Brüdergemeinde, namens Zwick, war nämlich des Mongolischen mächtig,*) während der dortige Arzt Dr. Hultsch sich bereit erklärte, die angehenden Missionare im Medizinischen zu unterrichten. Ein praktischer achtwöchiger Kursus in der „Charite“ zu Berlin ergänzte später noch die theoretischen Anweisungen des Königsfelder Arztes in wertvoller Weise. Die englische Sprache hatte Heyde bereits als Geselle in Herrnhut von einem dort weilenden Apothekerlehrling aus London zu erlernen begonnen.

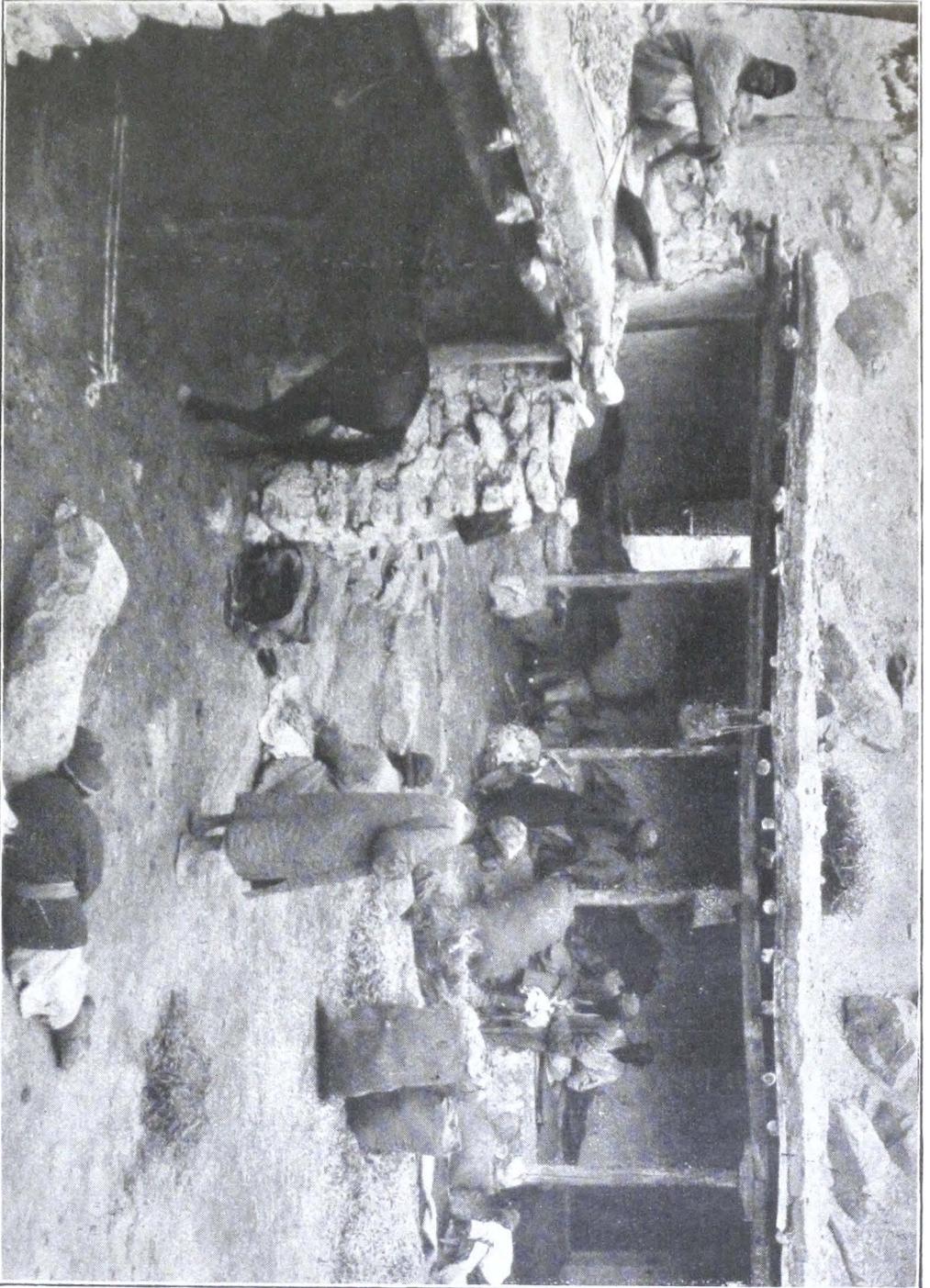
3. Der große Umweg

Am 13. Juli 1853 konnte endlich die Reise beginnen. Drei Tage vorher waren die beiden Missionare in Herrnhut ordiniert und in feier-

*) Zwick hatte längere Zeit das Vorsteheramt der Brüdergemeinde in Sarepta (Südrußland) versehen und hatte dort im Verkehr mit den Kalmuken deren Sprache erlernt. — Eine von ihm verfaßte mongolische Grammatik befindet sich noch heute im Königsfelder Prediger-Archiv.



Strasse bei Simla



Ein Rasthaus im Gebirge

licher Weise von der Gemeinde verabschiedet worden. Über Berlin und Hamburg ging es nach London, wo die Reisenden mit Missionar Nebisch von der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft zusammentrafen, der mit seiner Familie auf dem Rückweg nach Indien begriffen war. In seiner Begleitung machten sie die weitere Reise bis nach Benares. Natürlich ging dieselbe nicht so rasch und bequem vor sich, wie heutzutage. Am 3. August fuhren sie in Portsmouth ab, und am 23. November erreichten sie Calcutta.*) Die über drei Monate währende Segelfahrt um das Kap der guten Hoffnung verlief trotz verschiedener Stürme günstig. Ein auf dem „Monarch“ — so hieß ihr Dreimaster — ausgebrochenes Feuer konnte rechtzeitig gelöscht werden. Während der ganzen Fahrt kam kein Festland zu Gesicht. Um so ungestörter konnten sich die deutschen Missionare ihren Sprachstudien hingeben.

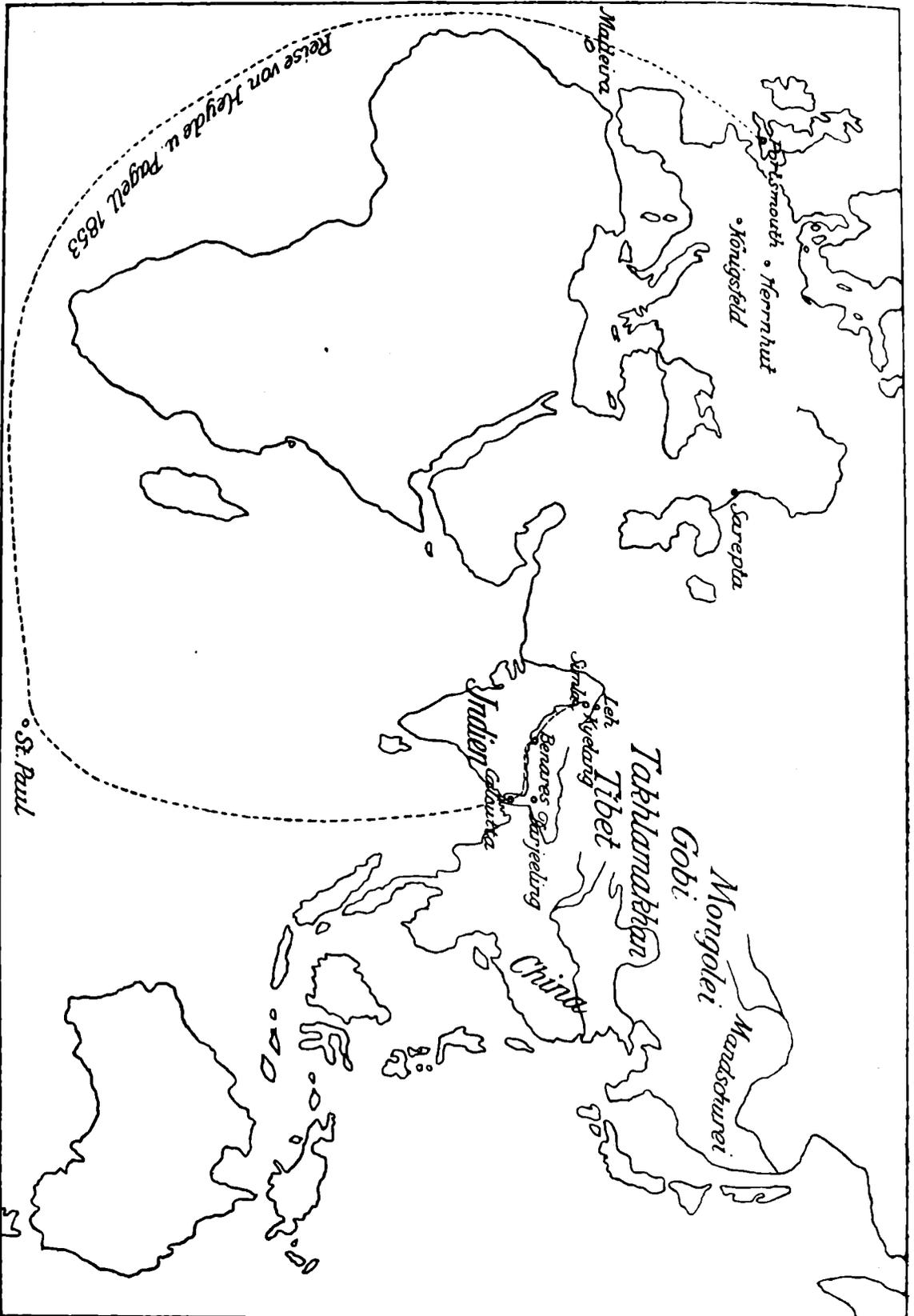
Mit klopfendem Herzen und freudiger Erwartung betraten sie das asiatische Festland. Sie hatten sich zuvor an der herrlichen Tageslosung der Brüdergemeinde gestärkt. Sie lautete am Tag ihrer Landung: „So wahr, als ich lebe, soll alle Welt der Herrlichkeit des Herrn voll werden“ (4. Mos. 14, 21). Das war in der Tat eine weitgehende göttliche Verheißung!

Zunächst freilich konnte von Missionsarbeit keine Rede sein. Sie waren ja noch weit vom Ziel. Ihr Reiseplan bestand darin, von Calcutta aus den Nord-Westhimalaya zu erreichen, wo ihnen in Kotghur bei Simla das gastliche Haus des deutschen Missionars Prochnow**) zur Verfügung stehen sollte. Von dort aus wollten sie dann über das Hochgebirge und die chinesisch-tibetische Grenze in die Mongolei vordringen.

Eine Eisenbahn gab es damals noch nicht, und so mußten sie sich und ihr Gepäck bis Benares dem heiligen Fluß der Inder, dem Ganges, anvertrauen. Sie mieteten sich nach Landesitte zwei große, z. T. bedeckte Boote. Das eine war für die Familie Nebisch bestimmt, das andere für die beiden Brüdermissionare. Die nun am 12. Dezember beginnende Flussfahrt war ebenso umständlich und zeitraubend wie interessant und originell. Solange sich das Boot auf dem Hughli befand, dem großen Mündungsarm des Ganges, an dem Calcutta liegt, wurde es mit Hilfe von Rudern und Segeln vorwärts gebracht. Auch die regelmäßig in den Fluß hinaufsteigende Flut tat das ihre. Nach etwa 9 Tagen fuhren sie in den eigentlichen Ganges ein. Von da ab ist die Wirkung von Ebbe und Flut nicht mehr spürbar, und das Boot mußte fortan vom

*) Siehe die Karte.

**) Von der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft.



Der große Umrweg 1853 (Allgemeine Orientierungsfarte)

Ufer aus an langen Seilen flusshaufwärts gezogen werden. Ein recht umständliches Verfahren, zumal man oft auf Sandbänke stieß!

Wieviel gab es nun aber währenddessen zu sehen, wieviel neue Eindrücke konnten auf der langsamen Fahrt in Ruhe aufgenommen und verarbeitet werden! Heydes Tagebuch gibt dafür ein beredtes Zeugnis: „Die Ufer des Hughli — so heißt es da — waren ununterbrochen mit dem prächtigsten Tropenwald bestanden und mit vielen dichtbevölkerten Bengalandörfern besetzt. Weiter landeinwärts hingegen wurde das Landschaftsbild einförmiger. Die vorwiegend flachen, sandigen Ufer und Inseln waren zum großen Teil öde und kahl. Die Dörfer liegen nicht mehr so schön im Gebüsch, und nur an wenig Stellen kann das Land bis an den Fluß bebaut werden, da das Wasser in der Regenzeit oft große Verheerungen anrichtet und das Land meilenweit mit Sand überschüttet. — Täglich, wenn die Sonne höher kommt, baden sich die Bewohner der Flussufer in großen Mengen und beten unter sonderbaren Zeremonien die heiligen Wasser des Ganges an. Nicht selten sieht man inmitten des Uferschmuckes ein hohes, mit einem schönen Teppich bedecktes Holzgestell stehen, auf dem ein reicher Hindu hockt, von allerlei Opfergefäßen und Blumen umgeben, während ihm ein oder zwei Diener die nötigen Handreichungen tun. Auch kleine, mit Blumen und Kränzen geschmückte Altäre findet man häufig an den Ufern, da dem Ganges von allen Bevölkerungsklassen mit Vorliebe Blumen geopfert werden, mit denen das Wasser oft ganz reizend geziert ist. — Schauerhaft dagegen war der Anblick der vielen menschlichen Leichname, die unaufhörlich den Ganges herabgeschwommen kommen. Nicht selten sieht man die Nasgeier auf diesen schwimmenden Leichen. Der Hindu übergibt nämlich seine Toten dem heiligen Wasser, oder er beerdigt sie — meist sehr notdürftig — an seinen Ufern. Schakale und wilde Hunde scharren sie dann aus, Adler zerhacken sie, und die Wellen des Flusses treiben ihr schauriges Spiel mit ihnen. Da der Wasserstand auf unserer Fahrt gerade niedrig war, waren die Ufer oft weithin mit Totenschädeln und Gebeinen wie besät.

Auch dem Verbrennen der Leichname am Ufer haben wir schon einigemal ausführlich zugeschaut. Die Nacht müssen wir nämlich stets am Ufer zubringen, da die vielen Sandbänke das Fahren in der Dunkelheit unmöglich machen; und auch am Tag gibt es viel Aufenthalte. Fast täglich bleiben wir ein oder mehrere Male auf den Sandbänken sitzen, was nicht gerade angenehm ist. Schon manches Handelsboot ging auf diese Weise zugrunde. — Oft entsteht auch Streit unter den Mannschaften der vielen Boote; dann schneiden sie einander nicht selten die Seile entzwei, an denen sie die Boote ziehen. Einmal war der Strick eines unserer Leute einem Brahminen an den Kopf gekommen. Die Folge war eine greuliche Schlägerei. — Da unsere Mannschaft aus lauter Hindus be-

steht, denen es, im Unterschied zu den Muhamedanern, ihr Glaube verbietet, das Essen auf dem Boote zu kochen, — es muß auf der bloßen Erde geschehen — so müssen wir zu allem noch täglich über die Essenszeit still am Lande liegen. — So kommen wir nur langsam vorwärts.“ —

Die Stimmung war gleichwohl freudig und getrost. Das Bewußtsein, als Boten Christi von einer betenden Gemeinde in die Nacht des Heidentums hinausgesandt zu sein, erfüllte die Herzen der beiden schlichten Herrnhuterbrüder mit missionarischem Hochgefühl. Weihevoll begingen sie in ihrer Einsamkeit auf dem Boote den heiligen Abend, deutsche Weihnachtslieder über den stillen Wassern des Ganges anstimmend, in einer Gegend, wo der Bengalische Königstiger noch jetzt der Schrecken der Wanderer ist. Und von der Neujahrsnacht heißt es: „Sie war uns besonders gesegnet. Wir flehten den Herrn gemeinschaftlich um seinen Segen an für uns, für unser Brüderkirchlein, in Sonderheit für unsere Mongolen-Mission. Und der Herr bekannte sich zu uns mit seiner fühlbaren Nähe. Unsere Herzen waren voll Frieden.“ — Stärkend und erquickend war auch die gastfreundliche Aufnahme, die sie durch Vermittlung von Missionar Rebsch hier und da auf den am Wege liegenden Missionsstationen fanden; so in Bhagelpore, Dinapore und in Borar. Noch viele andere Ortschaften berührten sie auf ihrem Wasserwege bis nach Benares. Die größte unter ihnen war das pagodenreiche Patna, eine Stadt von über dreihunderttausend Einwohnern.

Der letzte Teil dieser Reise war für Henke recht beschwerlich, weil er heftig erkrankte. Die ungewohnte Tropenhitze, vielleicht auch die Ausdünstungen des Ganges, mochten die Veranlassung gewesen sein. Hohes Fieber, Appetitlosigkeit, Erbrechen und arge Schmerzen in der Gegend der Leber stellten sich ein und nahmen so zu, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Als das Boot am Abend des 6. Februar seinen Bestimmungsort Benares erreichte, war der Kranke so schwach, daß er sich nicht mehr aufrichten konnte. Ein Wagen brachte ihn in das Haus des Baptisten-Missionars Heinig. Dort fand er die sorgsamste Pflege und ein lieber englischer Arzt besuchte ihn sehr fleißig. Seine Behandlung kostete am Ende „mit Einschluß der Medicinen und Blutegel“ weiter nichts als einen herzlichen Dank. Gott segnete die angewandten Mittel, sodaß der Kranke genas und nach 14 Tagen die Weiterreise antreten konnte.

In Benares mußten sich die Brüder von der Familie Rebsch, ihren bisherigen Reisebegleitern, trennen und die weitere Landreise allein zurücklegen. So mieteten sie sich, da sie der Landessprache unkundig waren, als Reisemarschall einen getauften Hindu, namens William John. Auch Williams Frau und zwei kleine Mädchen gingen mit. Ferner wurden zwei Ochsenwagen besorgt, ein jeder mit drei indischen Buckelochsen bespannt. Als Schutz gegen die Sonnenhitze diente ein Dach von Palm-

blätter-Matten. Die Habseligkeiten wurden auf beide Gefährte verteilt; in dem einen nahm William mit seiner Familie Platz, in dem andern die beiden Missionare. Als die zwei Wagen endlich zur Abfahrt bereitstanden, sahen sie den zweirädrigen Schäferhütten, wie man sie in manchen Gegenden Deutschlands findet, sprechend ähnlich.

Am 21. Februar verließen Heyde und Pagell die heilige Stadt Benares und traten die Fahrt durch die glühend heiße Ebene des Landes an. In drei Wochen legten sie den etwa 300 Kilometer weiten Weg bis nach Meerut zurück. Die meist schnurgerade, breite und an beiden Seiten mit hohen schattigen Mangobäumen bestandene Straße war gut unterhalten, der Verkehr äußerst lebhaft. Oft fuhren mehr als 50 jener landesüblichen zweirädrigen Ochsenwagen in langer Reihe hintereinander, mit Baumwolle und anderen Waren beladen. Täglich begegneten die Reisenden den Herden von Büffeln, Maultieren, Eseln, Schafen und Ziegen, die von schreienden Führern auf der Straße dahingetrieben wurden. Einmal sahen sie einen Militärtransport mit 60 Elephanten, ein anderes Mal eine Karawane mit 500 Kamelen. Tagelang reisten sie mit einem aus Benares kommenden Pilgerzug, der sich aus 40 schönen mit weißen Ochsen bespannten Wagen zusammensetzte. — Um $\frac{1}{2}$ 4 Uhr morgens wurde regelmäßig aufgebrochen und um 5 Uhr abends schlug man das Zelt wiederum auf. Dann waren die Reisenden meist sehr müde, da sie in den niedrigen, engen Wagen weder recht sitzen noch liegen konnten und darum oft in der Sonnenglut nebenher gehen mußten. Die von der Regierung unterhaltenen Lagerplätze waren gewöhnlich schöne Mango-Gärten in der Nähe menschlicher Wohnungen. Vor Dieben mußte man da wohl auf der Hut sein, und trotz des Wächters, den sich die Missionare gewöhnlich bei der Polizei bestellten, drang einmal ein Dieb bis ins Zelt hinein. — In Meerut, wo sie am 15. März ankamen, wurden die Wagen gewechselt. Der Spediteur verschaffte ihnen für die Weiterreise etwas größere und bequemere Ochsenwagen; auch gab er den guten Rat, der drückenden Hitze wegen von jetzt ab die Tageszeit im Zelt zu verbringen und nur noch des Nachts zu reisen.

4. Quer durch den Himalaya

Groß war die Freude der zwei Missionare, als sie endlich am 20. März 1854 zum ersten Mal den Himalaya aus der Ferne erblickten, und sieben Tage darauf, am 27. März, sich bei Anbruch des Tages auf allen Seiten von hohen Bergwänden umgeben sahen. In dem kleinen Städtchen Kalka wurden die Wagen abgeladen, denn nun begann die Fußreise durch das Gebirge. Auf 32 Träger wurden die Gepäcksstücke verteilt, und am 29. März ging es die steilen Berghänge hinauf, Simla-

wärts! Am 1. April wurde Simla erreicht, das Juwel des Nordwesthimalaya, die Sommerresidenz des Vizekönigs von Indien.

Es gibt wohl wenig Stellen, wo die Größe und Herrlichkeit der Natur in so überwältigender Fülle und Mannigfaltigkeit sich dem Auge darbietet, als die Südhänge des Himalaya. Die Monsunwinde, die vom indischen Ozean herkommend über das auffallend trockene und walbleere Indusgebiet der nordindischen Tiefebene dahinstreichen, wässern sich erst an dem gewaltigen, bis zu 9000 Meter emporsteigenden Gebirgswalle ab und führen ihm dadurch die ganze Fülle der sommerlichen Monsunregen zu. Deshalb und wegen der auch im außertropischen Indien herrschenden Tropenwärme ist der Südhang des Himalaya das prachtvollste Waldgebirge der Erde. Auf einen verhältnismäßig engen Raum zusammengedrängt, findet hier der Wanderer alle Pflanzengattungen, die die Erde hervorbringt. Auf die üppige Tropenflora am Fuß der Berge mit ihren Palmen, Bananen und Bambuswäldern folgt der Gürtel der sommergrünen Laubbäume, sodann der immergrüne Nadelholzwald, der Alpenrosengürtel und endlich, unter der Grenze des ewigen Schnees, der erst mit Montblanc-Höhe beginnt, die grünen, kräuterreichen Matten des Hochgebirges. Simla, die liebliche Villenstadt, liegt wie in einem Paradiesgarten; und unvergleichlich ist von dort aus der Anblick der Bergketten, die in gewaltigen Kulissen, eine immer höher über der anderen, von der tropischen Farbenpracht bis zu den ewigen Schneegipfeln sich aufbauen. — Heute geht eine Eisenbahn bis Simla, damals konnte man die Stadt nur auf der wohlgepflegten, durch manchen Tunnel führenden Bergstraße erreichen. Kurz vor der Stadt führt diese Straße durch einen Wald von märchenhafter Pracht. Derselbe besteht aus hohen Alpenrosenbäumen, die im Frühjahr mit ihren großen dunkelroten Blüten wie übersät sind. Heyde schreibt davon in seinem Tagebuch: „Dreierlei hat mich seit meiner Abreise aus Deutschland ganz besonders ergriffen und mir die Größe und Herrlichkeit Gottes gepredigt: das Meer mit seinen mächtigen, sturmgepeitschten Wellen, die Schneeberge des Himalaya und — die Pracht des Rhododendronwaldes bei Simla!“

Doch nur einige Stunden rasteten die wandernden Missionare in der schönen Stadt. Dann ging es weiter, dem vorläufigen Ziele ihrer Fahrt entgegen. Das war ein kleines Dörflein, inmitten der Hochgebirgswelt gelegen, namens Kotghur. Dort sollte das Haus eines ursprünglich deutschen Missionars — Prochnow war sein Name — den beiden „Mongolen-Brüdern“ eine Unterkunft für die nächsten Monate bieten. Dort sollten sie sich im Englischen vervollkommen und ihre weiteren Sprachstudien aufnehmen, bevor sie über die tibetische Grenze ihrem eigentlichen Ziele, der Mongolei, zustrebten. Am 4. April 1854 kamen sie nach einer Reise von $\frac{3}{4}$ Jahren in Kotghur an und wurden

aufs herzlichste von der lieben Familie Prochnow empfangen. Auch fanden sie dort die ersten europäischen Briefe vor. —

Kotghur wurde nun fast ein Jahr der Aufenthaltsort der beiden Reisenden. Ein Häuschen, eine Stunde oberhalb der Missionsstation, wurde ihnen zur Wohnung überwiesen. Da es jahrelang unbewohnt gewesen war, wimmelte es von Ratten und Insekten. Doch die Umgebung war herrlich. Auf zwei Seiten des Hauses stand prachtvoller Zedernwald, dessen Untergrund mit wilden Rosen, Jasmin, Epheu und anderen Schlingpflanzen bedeckt war. Tropische Schmetterlinge, Affen, Papageien und Fasane mit dem buntesten Gefieder gehörten zum täglichen Anblick; aber auch Leoparden und Füchse kamen oft bis dicht ans Haus. Weiter unten zogen sich Felder und Wiesen am Abhange hin, und über alles ragten die schneebedeckten Berge.

Hier lagen die zwei Missionare ihren Sprachstudien ob und rüsteten sich zum Einmarsch in die Mongolei. Missionar Prochnow hatte den Brüdern gesagt, es könne nicht mehr sehr weit bis zur Mongolei sein, da er oft Mongolen-Karawanen an seinem Haus vorüberziehen sehe. Bei näherer Untersuchung zeigte es sich aber, daß die Mongolenkarawanen aus Tibetern bestanden. Da auch die Karte lehrte, daß man durch Tibet nach der Mongolei reisen mußte, beschlossen die Brüder, zunächst tibetisch zu lernen. Ein 48 jähriger Lama aus Ladakh mit rotem Kleid und langem schwarzem Bart war ihr Sprachlehrer. Es hatte viel Mühe gekostet, bis sie ihn für diesen Zweck gewonnen hatten. Doch weigerte er sich, in dem einsamen und kalten Häuschen zu wohnen. So folgten sie Ende November der Einladung Prochnows und zogen in die Missionsstation hinab, mit der sie auch vorher schon in reger Verbindung gestanden hatten. Freundlichkeit und Liebe genossen sie hier in reichem Maß. —

Am 26. März 1855 kam der Tag, an dem Heyde mit seinem Gefährten in Kotghur aufbrach, um in die wilde damals noch ganz unerschlossene Gebirgswelt des Himalaya einzudringen. Zu den Mongolen war er geschickt, die Mongolen wollte er auffuchen. Das war Zweck und Ziel der Reise. Der Weg, den er in den folgenden Jahrzehnten noch oft zurücklegen sollte, war beschwerlich und nicht selten gefährlich. Er führte über die 4000 Meter hohe Jalorikette und den bedeutend höheren Notangpaß in das Hochgebirgstal von Lahoul; aus der Pracht des tropischen Gebirgswaldes in die Bergwüste des Zentralhimalaya. Vom Notangpaß (6000 Meter), der die große Grenzscheide bildet, steigt man nach Lahoul hinab. Kahle Berge, nacktes Felsengestein und an den Nordhängen vielfach Eis und Schnee bestimmen jetzt das Landschaftsbild. Erst nach einigen Tagereisen, den Chandrasfluß entlang, wird der Anblick freundlicher. Grüne Matten und stattliche Felder umsäumen hier die Ufer des Flusses. Weiden, Pappeln und Aprikosenbäume, die wilde

Stachel- und Johannisbeere, sowie zerstreute Kieferngruppen und Wachholderbäume bilden den spärlichen Baumwuchs. Rings an den Berghängen klettern malerisch die tibetischen Dörfer mit ihren fast übereinander stehenden flachgedeckten Lehmhäusern empor. Eines dieser Dörfer, an dem die Missionare vorbeizogen, trägt den Namen Kyelang (Menschen-Nest).

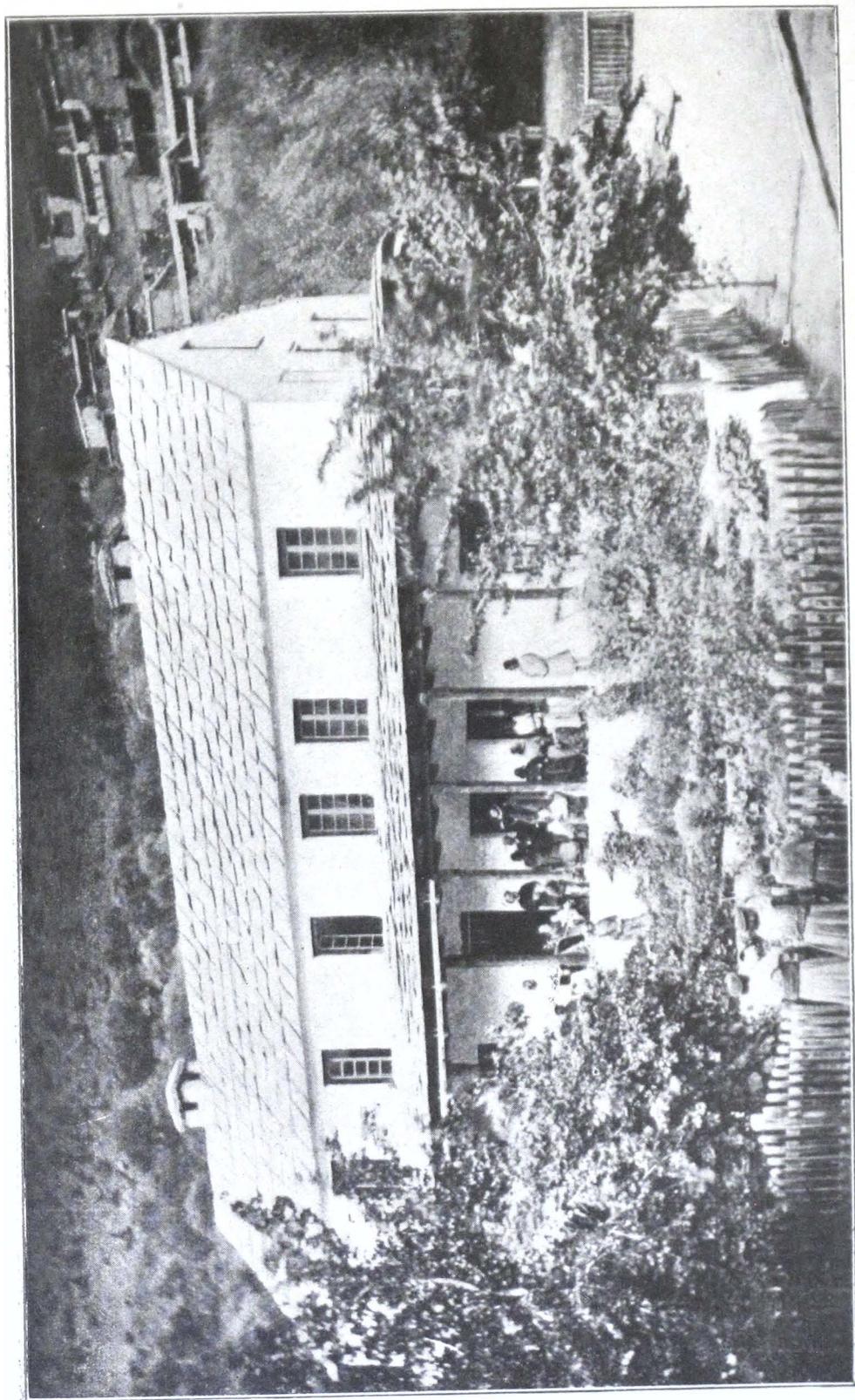
Vom Lahouler Tal aus führt der Weg weiter nordwärts den Baghafluß hinauf, um über den Hauptzug des Himalaya mit seinen über 5—6000 m hohen Pässen die rauhe, menschenleere Hochebene von Spitti zu erreichen. Nomadenstämme mit ihren Jackherden begegnen hier den Reisenden.

Der Jack lebt nur in Höhen über 3000 m. Ein seltsames Mittel- ding zwischen Ziege, Pferd und Ochs, ist er des tibetischen Hochgebirgs- bewohners beste Habe. Sein buschiger, silberweißer Pferdeschweif ebenso wie das lange, fast bis zum Boden hängende, schwarze Seiden- haar seines Felles dient zum Weben der Gewänder und der dunklen Zelte. Seine Sehnen geben den Faden zum Nähen. Sein Fleisch und seine Milch dienen als Speise, seine Hörner werden zu Trinkgefäßen bereitet. Und dabei ist der „tibetische Grunzochse“ das beste Reit- und Tragtier des Hochgebirges. Mit seinen kurzen, zierlichen und doch festen Beinen hat er auf Felsen und Eis den sicheren Tritt der Gemse, während der massive Körper, der auf diesen Beinen ruht, wie ein lebendiger Schneeflug schnaubend und prustend auch durch tiefen Schnee sich hindurcharbeitet.

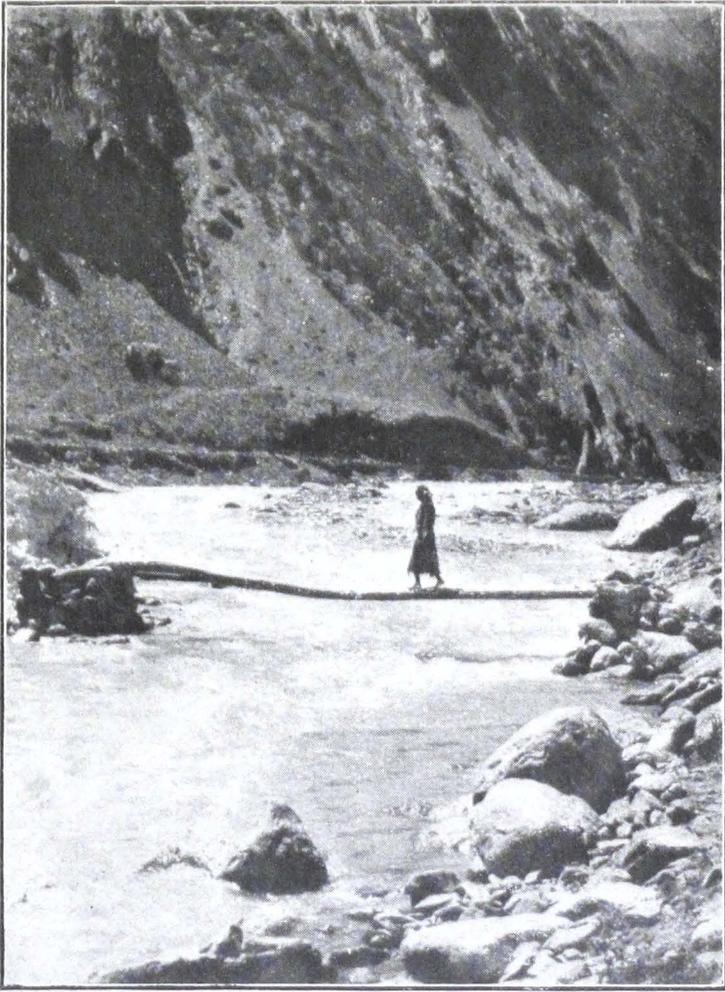
Die Hochebene von Spitti wird in nördlicher Richtung durchquert, ebenso die Landschaften von Sanskar und Sanglar. Steile Felschluch- ten, reißende Gebirgsflüsse und immer wieder neue Pässe gilt es zu überwinden. Schwebende Hängebrücken aus Seilen oder Weidengeflecht führen über Abgründe, und hier und da setzt man mit Hilfe von auf- geblasenen Ochsenhäuten über die Ströme*). Dazu leuchten jetzt die Berge mit ihrem bunten Tongestein oft in märchenhafter Farbenpracht. Alles in allem: Ein ebenso beschwerlicher wie seltsamer Weg für den Fremd- ling, der ihn zum erstenmal betritt. —

Gangbarer wird die Straße erst wieder und bevölkerter die Gegend, wenn das breite Industal erreicht ist, das in der Richtung von Süd- osten nach Nordwesten sich zwischen den Ketten des Himalayas hinzieht. Hier sieht man wieder Karawanen, Felder, Dörfer und buddhistische Klöster, die oft, mit großer Kühnheit angelegt, den Felsennestern und Ritterburgen des Mittelalters gleichen. — Die Landschaft trägt den Namen Ladakh, und ihre größte Stadt ist das 4000 m hoch gelegene

*) Vergl. Bild.



Missionshaus in KyeLang 1874, im Hintergrund ein Teil des Dorfes



Schmaler Steg über reißenden Gebirgsbach

Leh. Diese Stadt, auf einer sandigen Ebene erbaut, ist der Schnittpunkt verschiedener Karawanenstraßen. Sie hat einen weitläufigen Marktplatz (Bazar) und wird von einem alten, großen Königsschloß überragt.

Leh war das vorläufige Reiseziel der Missionare. Mehr als 12 Wochen waren sie unterwegs gewesen, bald hier, bald dort freiwillig oder unfreiwillig rastend. Sie hatten den Weg meistens zu Fuß, teilweise auch zu Pferd oder auf dem Rücken des Jack zurückgelegt. Um sich dem Volke anzupassen, reisten sie in der Tracht der Lamas. Ihre Begleitung bestand außer den immer wechselnden Trägern in der Person ihres Sprachlehrers, des oben erwähnten Lama. Er war Führer und Dolmetscher zugleich. Doch kehrte er um, bevor sie das Industal erreicht hatten, da er fürchtete, die Lamas in Leh würden ihm Vorwürfe machen, daß er den Weißen ihre Sprache gelehrt habe.

Das bisherige Ergebnis der Rekognoszierungsreise war, daß die durchzogenen Gebiete von keinen Mongolen bewohnt waren. Nur dem Namen nach waren diese den Eingeborenen bekannt. Das bisher erkundete Land war von Tibetern bewohnt, den Einwohnern des ehemaligen westtibetischen Reiches, dessen letzte Reste von den Vorfahren des jetzigen Kaschmirkönigs 1836—41 erobert worden sind. Die Hauptstadt von Westtibet war Leh in Ladakh.*) Heydes Ziel aber war nicht Tibet, sondern die Mongolei. Darum durfte auch Leh kein längerer Aufenthaltsort sein. „Vorwärts nach dem Norden und zu den Mongolen“, das war die Losung der Missionare. So machten sie sich nach dreiwöchigem Aufenthalt in Leh wieder auf die Wanderschaft, stärkten sich aber zuvor durch den Genuß des heiligen Abendmahls. Daß sie dabei statt des Weines nur Wasser hatten, war wohl ungewöhnlich, aber keine Hinderung des göttlichen Segens.

Von Leh ging es über die Kailasberge und den Changsong-Pa (7000 m) zum dunkelblauen, salzigen Pangkong-See, den sie nach vier-tägigem Marsch erreichten. Hier wurde die Gegend immer mehr zur Wüste. Kein Baum, kein Strauch war auf den weiten Sandflächen zu sehen. Die regenarme Hochebene Innerasiens hatte begonnen, und die Grenze von Kudoß, einer Provinz Großtibets, war in unmittelbare Nähe gerückt. Damit aber auch das Ende der Reise in die Mongolei. Denn was schon die Lamas in Leh vorausgesagt hatten, traf nun ein: Bewaffnete Grenzwächter hinderten die Reisenden an der Überschreitung

*) Von dem kleineren, heut zum britischen Machtbereich gehörenden „Westtibet“ ist das östlich davon gelegene „Großtibet“ mit der Hauptstadt Lhasa zu unterscheiden. — „Klein Tibet“ ist der Name von Baltistan.

der Grenze. Kein weißer Mann durfte hinüber. Die Wächter blieben höflich, aber unerbittlich. Alle Versuche der Missionare, vorwärts zu kommen, waren umsonst (s. die Karte S. 24/25).

So mußten sie am 1. August zu ihrem tiefen Schmerz den Rückzug antreten. In überaus hartnäckiger Weise versuchten sie auf demselben noch mehrfach, über die tibetische Grenze und somit auf den Weg in die Mongolei zu kommen. Aber immer war es vergeblich. So blieb ihnen schließlich nichts anderes übrig, als zum zweitenmal den Himalaya zu durchqueren. Auf anderen Wegen als beim Ausmarsch, meist gemeinsam, teilweise getrennt, um noch mehr des Landes zu erforschen, strebten sie ihrem Ausgangspunkt wieder zu und kamen am 16. Oktober mit Ross und Kuli in Kotghur wohlbehalten an. — Schwester Prochnow meinte zwar bei der Begrüßung: „Ach wie mager, wie abgefallen sehen Sie aus!“ Der Graf Zinzendorf aber hätte gesagt: „Die Augen klar, die Sinne heiter, schöner ist nichts als bestaubte Streiter!“ —

5. Pioniere auf Vorposten

Was aber nun? Sollte Henke wieder zurück nach Europa, da der Zweck der Reise, den Mongolen das Evangelium zu bringen, unausführbar war? Er war anderen Sinnes, und sein Gefährte auch. Sie hatten doch inzwischen die tibetische Sprache gelernt, und Land und Leute waren ihnen lieb geworden. Dazu gehören die Tibeter ja auch zur mongolischen Rasse! So machten sie der heimatlichen Behörde den Vorschlag, in Westtibet eine Missionsstation zu gründen, gleichsam einen Vorposten, von wo aus man vielleicht später, wenn die chinesische Grenze sich öffnen würde, in die Mongolei vorstoßen könnte. Tatsächlich hat sich diese Hoffnung bis auf den heutigen Tag nicht erfüllt. Und so hat auch Henke seine Lebensarbeit nicht unter den Mongolen getan, sondern unter den Bewohnern von Westtibet, d. h. dem nordwestlichen Teil von Tibet, der im Unterschied zu Großtibet politisch zu Indien gehört. — Das untere Thal von Lahoul schien ihnen für eine Ansiedelung am geeignetsten.

Nachdem sie den Winter bei fleißiger Arbeit, aber in völliger Ungewißheit über ihre Zukunft verbracht hatten, kam am 3. März 1856 von Herrnhut die Anweisung zur Gründung einer Missionsstation in Lahoul. Das war ein fröhlicher Tag. Und noch freudiger wurde die Schaffenslust der Missionare, als am 18. April die Erlaubnis der englischen Regierung zur Niederlassung in Lahoul eintraf. Sie sagte jegliche Unterstützung zu. Land und Bauholz — letzteres ein sehr kostbarer Gegenstand in dem baumarmen Land — versprach sie sogar unent-

geltlich zur Verfügung zu stellen. Als wertvolle Kulturträger waren ihr eben die beiden deutschen Missionare sehr willkommen.

Die Sommermonate des Jahres 1856 waren nun ganz ausgefüllt mit dem Hausbau in Lahoul. Am 9. Juni wurde nach langen Verhandlungen ein Feld bei dem Dorfe Khelang gekauft. 70—80 Kulis, die mit dem Fällen der Bäume an den steilen Berghalden und mit dem Heranschaffen der Steine beschäftigt waren, standen unter Heydes Aufsicht. Die Zimmerleute waren mit den Missionaren über den Kotang gekommen. Im September waren die Grundmauern des Hauses fertiggestellt und das Nebenhaus unter Dach gebracht. Da es aber noch unbewohnbar war, kehrten die Missionare Ende Oktober wieder nach Kotghur zurück, um dort noch einmal den Winter zu verbringen. Solange nämlich der Kotang-Paß verschneit ist, gewöhnlich vom November bis zum Mai, ist das Lahouler Thal und somit auch Khelang von der Außenwelt völlig abgeschnitten.

Im Herbst 1857 war das zweistöckige Missionshaus im Rohbau vollendet. Am 1. Oktober wurde als letzte Arbeit der Kotghurer Zimmerleute die Treppe zum oberen Stockwerk „unter viel Geschrei und Lärm“ aufgerichtet. Am 10. Oktober kamen 6 eiserne Ofen an, und da inzwischen auch die Fenster eingesezt und die Fensterbretter wenigstens zum Teil fertiggestellt waren, beschloßen die Missionare, aus dem Nebengebäude, in dem sie sich bisher aufgehalten hatten, in das Haupthaus überzusiedeln. Es waren ihrer nicht mehr zwei, sondern drei Männer, die am 11. Oktober feierlichen Einzug hielten. Zu Pagell und Heyde war nämlich im März als dritter im Bunde Heinrich Jäschke gestoßen. Er war Theologe und ein bedeutender Sprachforscher; bisher Lehrer am Pädagogium zu Niesky und nun Leiter der tibetischen Mission. — Eigentümlich war übrigens die Art der ersten Begegnung der drei Missionare: Heyde und Pagell schliefen auf einsamer, schneebedeckter Berghöhe in ihren Zelten. Da wurden sie in früher Morgenstunde durch einen Gesang aufgeweckt, der sie an heimatische Klänge erinnerte. Eine Männerstimme sang einen Choral, und als sie genauer hinhorchten, erkannten sie die Weise des ihnen geläufigen Verses, den der einsam wandernde Jäschke sich auf den Höhen des Himalaya zur Morgenandacht sang:

Wir wollen uns wagen,
In unsern Tagen
Der Ruhe abzusagen,
Die's Tun vergift.
Wir wollen uns fröhlich plagen,
Nicht an dem Werk verzagen

Und Steine tragen
Zum Baugerüst. —

Die Khyelanger Chronik berichtet über die Einweihung des neuen Missionshauses folgendes: „Nachdem wir am Morgen die Stühle und Tische hinübergeschafft hatten, hielten wir um 10 Uhr den Morgensegens. Die köstlichen Tagesterte lauteten: „Gesegnet wirst du sein, wenn du einziehst, gesegnet, wenn du ausgehst“ (5. Mos. 28, 5). Wir dankten dem Herrn für seine bei Anlage dieses Platzes erwiesene Hilfe und Bewahrung und empfahlen uns, unser Werk und alle, die künftig in diesem Hause wohnen werden, seinem Erbarmen. Mit Gesang wurde die schlichte Feier begonnen und beschlossen. — Außerlich konnten wir freilich nichts Feierliches anstellen, außer einem Glas Wein zu Mittag und einer Pfeife deutschen Tabaks, der zu einem solchen Zwecke noch aufgehoben war. Aber die Herzen waren freudig gehoben.“

Abends hielten die drei Männer eine „Singstunde mit Chorstücken“! U. a. wurde der von Jäschke zu dem Zweck gedichtete Vers gesungen:

Vielleicht wird einst in einem Tor
Der Persen und Mungalen
— So sang man hundert Jahr zuvor —
Gezeugt von Wundenmalen.
Das Tor ist hier, uns stellst du drein,
So wollst du, Herr, in Gnaden
Nun auch mit unserm Munde sein,
Die Seelen einzuladen. —

Dem Herrn war nun auch der Dienst der drei Männer auf einsamem Posten mit ganzem Ernst geweiht. Das Leben im Khyelanger Missionshaus war ausgezeichnet durch äußere Einfachheit und spartanische Strenge. Die Stubeneinrichtung bestand in Bett, Ofen, Stuhl und Tisch. Kisten und Wandnägeln ersetzten die Schränke. Eine Libeterin war die Köchin. Sie kochte, was sie kochen konnte. Was sie nicht zustande brachte, bereiteten sich die Junggesellen nach ihrem eigenen Kochbuch. In das stete Einerlei der Speiseordnung wurde erst allmählich etwas Abwechslung gebracht und die zwei oder drei Gerichte auf acht oder zehn gesteigert. Nicht selten mißglückten anfangs die Fleischküchel, Nagouts, gebratenen Kartoffeln und Beefsteaks; „doch — schreibt Heyde — das hindert nicht, daß wir mit unserer Pruzelei fortfahren. Mit der Zeit werden wir doch etwas lernen!“ — Immerhin war es hohe Zeit, daß die Hausfrauen einzogen.

Heyde war wieder einmal von Simla zurückgekehrt. Er hatte dort den Winter von 58 auf 59 verbracht, um die Kunst des Druckens

zu erlernen und eine lithographische Presse zur Vervielfältigung der ins Tibetische übersetzten Bibeltheile zu kaufen. Mit Hilfe von 29 Kulis brachte er sie im Frühjahr nach Khyelang. Bald nach seiner Ankunft erhielt er einen Brief von seiner Behörde in Herrnhut, der ihn aufs tiefste bewegte. Wir lesen darüber in seinem Tagebuch unter dem 11. Mai: „Heute nachmittag erhielt ich die Nachricht, daß ich Bräutigam sei!“ —



II. Marie Hartmann



I. Das Missionskind

„Dieser Vater zieht sein Kind,
Jener seins dagegen auf.
Beide treibt ein sondrer Wind
Ihre sondre Bahn und Lauf.
Aber ist die Zeit nun da,
Wird's ein wohlgeratenes Paar.“

o sang einst Paul Gerhard. So war es auch mit Heyde und seiner Lebensgefährtin. Er wußte nichts von ihr, bevor sie seine Braut war. — Als er sein Vaterland verließ, trug er wohl im Herzen das Bild eines deutschen Mädchens. Er kannte die junge Herrnhuter Schwester nur von ferne, doch hoffte er, daß sie ihm vielleicht später nachfolgen würde. Aber diese Hoffnung blieb unerfüllt. Im Jahr 1856 erfuhr er, daß sie als Missionsbraut bereits nach Grönland gezogen war. So wußte er niemanden und bat die heimatliche Behörde, ihm eine Braut zu suchen. Vor allem befahl er diese seine Herzensangelegenheit dem himmlischen Vater. Wie weiland Jsaak traute er es Gott zu und bat ihn darum, daß er ihm die rechte Lebensgefährtin zuführen möge. Und dieser Glaube ward nicht beschämt. Oft hat er es in seinem späteren Leben bezeugt, wie freundlich, ja über alles Erwarten herrlich sein Gott für ihn gesorgt habe.

Am Rand des südamerikanischen Urwaldes, in der holländischen Kolonie Suriname, wuchs das Mägblein auf, das später einmal auf den Höhen des Himalaya in Zentralasien ihre Lebensarbeit tun sollte. Marie Hartmann, so hieß das Kind, wurde am 19. April 1837 in Paramaribo geboren. Ihre Eltern standen im Missionsdienst der Brüdergemeine. Der Vater, Johann Gottlieb Hartmann, stammte aus Gebhardsdorf bei Marklissa in Schlessen, und die Mutter, Maria Lo-

bach, war eine Wendin, gebürtig aus Turnow bei Peiß in der Niederlausitz. Seit 1826 lebten und arbeiteten sie in Suriname.

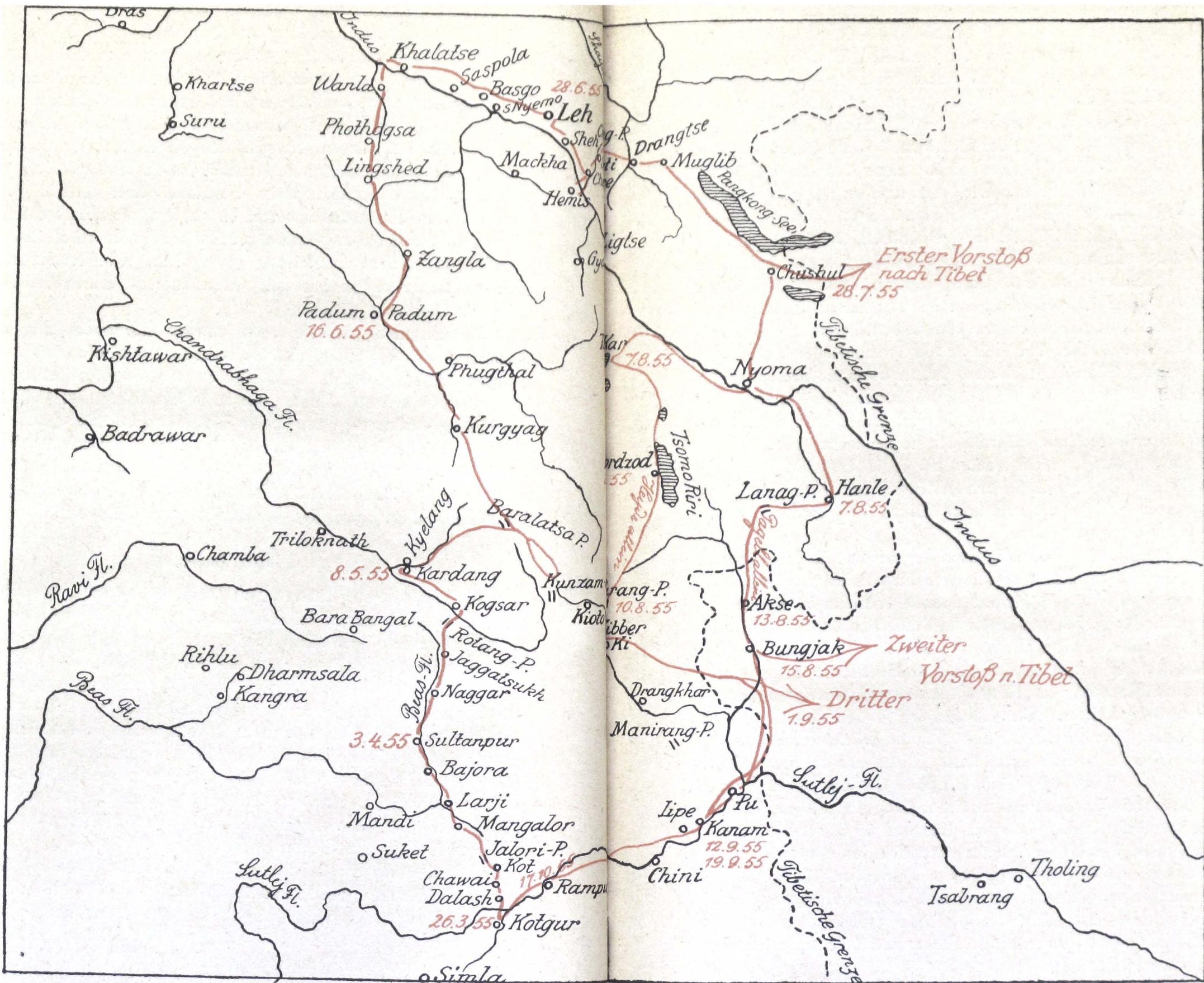
Das Kinderparadies der kleinen Maria war die Plantage und Missionsstation Charlottenburg, wo ihre Eltern angestellt waren. Dort wuchs sie unter Palmen und Bananen in goldener Freiheit auf, dort spielte sie mit den Kindern der getauften Neger, dort kramte und blätterte sie, wie sie so gerne tat, in den Büchern des Vaters, dort begleitete sie ihn auf seinen Amtsgängen im Buschland. Aber schon im 7. Jahre verließ sie das Elternhaus und trat die große Reise über das Weltmeer an, um in der Erziehungsanstalt für Missionskinder zu Kleinwelka bei Baußen ihre weitere Ausbildung zu erhalten. Ein dorthin reisendes Missionspaar nahm sie mit noch sieben anderen Surinamer Küchlein unter die schützenden Fittiche.

Die Erinnerung an die ersten sonnigen Lebensjahre ging mit dem Kind über das Weltmeer, und die treubeforgte Mutter suchte sie nach Kräften lebendig zu erhalten. „Kennst du noch die Negersprache? Weißt du noch etwas von der „Tante“, die du so sehr lieb gehabt hast, und von den schwarzen Kindern, wenn sie zur Schule kamen? Der Janssi, die nun Magdalene getauft ist, hast du selbst den Vers gelehrt: „Na ju Kruis mi si, husa ju so mi“. Weißt du noch, wie Johanna dich gewartet hat, als ich mit dem Vater an der Seeküste war?“ So und ähnlich schrieb die Mutter an ihr achtjähriges Töchterlein in Europa.

2. Mutter Hartmann

Stärker als alle anderen Jugendeindrücke wirkte das Bild der Mutter selbst im Herzen der Tochter nach. Die beiden waren im Haus zu Charlottenburg viel allein beieinander gewesen, da die älteren Geschwister Marias schon seit Jahren in Europa weilten. Und als bald nach ihrer Abreise der Vater, ein gesunder, kräftiger Mann, ganz unerwartet dem Tropenfieber erlag, war es nur natürlich, daß die Mutter ihr Herz vor allem der lieben Jüngsten zuwandte, mit der sie sich durch die gemeinsame frische Erinnerung an den Gestorbenen verbunden fühlte. Gesehen haben sich die Beiden nicht mehr hier auf Erden, denn die Witwe konnte sich nicht entschließen, nach dem Tode ihres Gatten ihr geliebtes Arbeitsfeld zu verlassen. Aber auch aus der Ferne wurde die Mutter der Tochter je länger je mehr zum Segen.

Es war eben eine besondere Frau, die Mutter Hartmann im Surinamer Buschland. Ihre Schulbildung war von Haus aus gering, ihre Rechtschreibung z. B. recht mangelhaft; denn in der wendischen Dorfschule ihrer Heimat wurde das Schreiben den Mädchen nicht gelehrt. Der Lehrer stand auf dem Standpunkt, daß diese Kunst nur für die



Das Missionsgebiet der Brüdermeine im Nordwest-Himalaya
 rot: Die erste Reise Heydes und Pagells durch den Himalaya 1855 und ihre Durchbruchversuche nach Groß-Tibet

Buben da sei. So eignete sie sich dieselbe erst später als Köchin im Herrnhuter Schwesternhaus an, und die lateinischen Buchstaben erlernte sie sogar erst im Ehestand. Und doch konnte der Leiter der Surinamer Mission bei ihrem Tod 1853 von ihr sagen: „Ich glaube nicht, daß Ihresgleichen auf dieser Mission gewesen ist und wieder sein wird. Wo das Klima am gefahrvollsten, wo der Dienst am beschwerlichsten, die Entbehrungen und Verleugnungen am größten waren, dahin eilte sie am liebsten zu helfen und beizustehen. Sie dachte nicht an sich selbst, sondern an die Sache des Herrn.“ Als z. B. die junge Christengemeine im Buschland verwaist war, weil infolge des mörderischen Klimas kein europäischer Missionar mehr dort wohnen konnte, entschloß sich Mutter Hartmann, die damals als Witwe in der Stadt lebte, wieder in den Urwald zu ziehen. Fünf Jahre wohnte sie dort allein mit ihren geliebten Schwarzen zusammen. Unter vielen Entbehrungen und Widerwärtigkeiten, Fieberanfällen und Strapazen aller Art hielt sie mit unermüdlicher Geduld und Treue die verwaisten Herden zusammen. Weder durch die Feindschaft des weißen Plantagenbesizers, der sich durch sie in der gewissenlosen Ausbeutung der Neger behindert fühlte, noch durch die Schmerzen der Elephantiasis, einer Negerkrankheit, von der sie bei ihrem ständigen Umgang mit den Kranken angesteckt wurde, ließ sie sich in ihrem mühseligen Wirken abhalten. Es lebte in ihr der Heldengeist der ersten Zeugen, die einst mit dem Entschluß, um der Sklaven Willen selbst Sklaven zu werden, nach Amerika gezogen waren.

Nur ein einziges Mal und für einen Tag besuchte sie während jener fünf Jahre die Stadt. Man wollte sie gern für eine längere Zeit zurückhalten; sie aber erklärte, sie fürchte, dadurch verwöhnt zu werden und dann mit geringerer Freudigkeit in die Einsamkeit zurückzukehren. Kein Wunder, daß sich auf diese Weise ihre Kräfte bald verzehrten. In einem Buschnegerdörfchen, Koffykamp, wo sie die Kinder wieder einmal unterrichten wollte, wurde der Körper der willensstarken Frau von der Krankheit niedergezwungen. Vier Wochen lag sie dort in einer offenen Negerhütte, von aller Pflege und den nötigsten Mitteln entblößt. Als man schließlich in Paramaribo davon hörte, schickte man ein Boot, um sie zu holen. Todesmatt und doch voll innerer Seligkeit kam sie an. Es war kurz vor Weihnachten. Noch am Weihnachtsmorgen erzählte sie unter Dank und Freudentränen, welche frohe Stunden sie in der vergangenen Nacht genossen habe bei der Betrachtung des Wunders ohne Maßen, das Gott für uns Mensch geworden sei. — Am Abend ihres Todestages, den 30. Dezember 1853, verlangte sie, daß man sie auf ihrem Lager in die Höhe richte. Sie pflegte nämlich nach Negerart ohne Bett und Moskitoneß auf dem Fußboden zu schlafen. „Moro na hei“ d. h. „mehr in die Höhe!“ das waren ihre letzten Worte. Als sie auf einen Stuhl gehoben

wurde, legte sie das Haupt zurück und entschlief im Frieden des Heilandes, mit dem sie hier schon eins gewesen war. —

Eine solche Frau als Mutter zu haben, war das bedeutsamste Erlebnis für die in Europa heranwachsende Tochter. Außerlich verlief ihre Jugend in Deutschland ohne besondere Zwischenfälle. Nachdem sie die Mädchenanstalt in Kleinwelka durchgemacht hatte, erlernte sie 1851 im Schwesternhaus zu Niesky das Weisnähen und kam von dort nach Gnadenfrei, um für den Lehrerinnenberuf vorbereitet zu werden. Im Herzen aber tat während dieser Zeit der Geist der Mutter, durch treue Briefe vermittelt, nachhaltige und segensreiche Arbeit.

3. Briefe aus dem Urwald

Diese Briefe aus der Einsamkeit des Urwaldes waren einzig in ihrer Art. Sie gingen auch später mit der Tochter auf den Himalaya und dienten ihr dort in mancher schweren Stunde zur Stärkung und Erquickung. Denn hinter den Worten, mit ungelenkter Hand und ohne die Regeln der Rechtschreibekunst geschrieben, stand göttliches Leben und göttliche Kraft. Die Liebe des Heilandes und die Liebe zum Heiland, der für uns so große Opfer gebracht und für den darum kein Opfer zu groß, das war der immer wiederkehrende Grundgedanke.

Lassen wir einige Proben folgen:

„Den schönen Kinderpsalm, — so schrieb sie im Jahr nach der Trennung von der Tochter — den wir am Kinderfest und deinem Geburtstag miteinander gesungen haben, hab ich dies Jahr ganz allein zu deinem Andenken recht niedlich abgesungen. Du hast ihn wohl schon vergessen. Ich will dir darum nur den letzten Vers abschreiben.

„Lobt den Herrn, nach wenig Jahren
Stehn wir all vor seinem Thron,
Tausend teuer erkaufte Scharen
Singen da dem Menschensohn“. . . .

Betest du denn auch, mein liebes Kind, so wie du hier getan hast? Denn nie wolltest du ins Bett gehen, wenn du nicht erst für dich und uns und alle Kinder und alle Menschen gebetet hättest. . Meine Bitte für dich zum Heiland ist, daß er dir ein gehorsames Herz schenke und du ihn über alles liebest. (1845).

Du erzählst mir von der großen Christbescherung, die du zu Weihnachten bekommst, und von deiner Geburtstagsfreude; das ist ja recht schön, ich freue mich mit dir. Aber, meine liebe Maria, denkst du auch daran, wer die Ursache davon ist, daß ihr Kinder alle Jahre solche Freude habt und wir Großen mit euch? Ich weiß, du wirst sagen, der liebe Hei-

land ist die Ursache davon. Er gibt uns alles, das ist wahr, mein liebes Kind. Und noch mehr, er ist auch die Ursach unserer Seligkeit Darum, liebe Maria, wenn du wieder eine Weihnachten erlebst, bitte ihn, daß er dir ein dankbares Herz schenken wolle. Er hat auch für deine Seele sich ans Kreuz nageln lassen. . . . (1846).

Du sagst in jedem Brief, daß es dir Freude macht, wenn du an mich schreiben kannst. Und so freue ich mich auch, wenn ich dir wieder einen Brief schreibe. Soeben habe ich wieder deine letzten Briefe gelesen und ich mußte dabei weinen. Ich hat den lieben Heiland, er möchte dich doch ganz zu seinem Eigentum machen, daß wir dereinst in der Ewigkeit uns erfreuen mögen, wenn wir uns hier nicht mehr sehen sollten. . . . Ich habe mich auch recht über den Kragen und die lange Kante, die du mir geschickt hast, gefreut. Ich habe immer gewünscht, wenn mir doch jemand so was schenkte zu Nachtmützen; aber du hast sie allzu großlöcherig gemacht, es ist mir aber doch lieb, daß ich was von dir habe. . . . (48).

Dein Brief war von kurzem Inhalt; ich denke, du solltest deine Gedanken mehr ausbreiten, doch ich sage das nicht, um dir einen Verweis darüber zu geben; nein, ich bin dem lieben Heiland recht dankbar, daß Er dich gesund erhalten hat und daß es dir gut geht. Aber es kann dir von Nutzen sein, wenn du wieder schreibst, daß dir eins ums andere mehr einfällt, auch besonders darüber, wie du mit dem lieben Heiland stehst. Das möchte ich gern wissen. . . . Über dein Lernen gibt mir euer Inspektor gutes Zeugnis, aber er nennt einen Fehler besonders an dir, daß du etwas komode bist — das mußt du auch suchen, abzulegen und lieber anderen dienen als sich dienen lassen; das war auch der Sinn des lieben Kindes Jesu. . . . (1849).

Du hast mir dein Längenmaß geschickt, das ist ziemlich so lang als ich. Der Heiland hat euch eben einen langen Leib gegeben, wie eurem lb. seligen Vater — erinnerst du dich an ihn? Es ist doch schade, daß du alles vergessen hast; denn deine Kinderjahre waren uns interessant in vieler Hinsicht auch in der Liebe zum Heiland. Bitte um Erneuerung und Erhaltung derselben. . . . Du sagst, daß du dich fürchtest, mit Nähen dein Brot zu verdienen; ja, ja, es wird manche Not geben, aber die liebe Not wird dich zum Heiland treiben! Er will nicht, daß seine Kinder ängstlich sorgen, was werden wir essen, mit was werden wir uns kleiden. Wenn wir ihn nur von ganzem Herzen lieben und ernstlich darnach trachten, selig zu werden — dann hilft er uns von einem Tag zum andern, und so wird Er auch dir tun. . . . Der Heiland will von euch Mädchen lauter kindlich gläubige, liebende und zutrauliche Herzen haben, und dann wird Er gern in eurer Mitte sein und euch segnen. . . . Nun, meine lb. Maria, so wie du dich freust und dir vorstellst, wie schön es wäre, wenn wir beisammensitzen und Kaffee trinken könnten, ebenso freue ich mich auch

bei dem Gedanken. Doch das bleibt dem Heiland anheimgestellt. Wir Missions-Eltern und -Kinder müssen nun einmal manche gegenseitige Freude entbehren, aber desto fester sollen wir uns an Ihn halten, denn Er ist uns mehr als Vater und Mutter und Kind. Ja ich glaube, ich würde nicht vergnügter sein, wenn ich bei euch wäre, als ich hier bin. (1850).

Dein letzter Brief hat mich sehr erfreut, weil ich daraus ersah, daß es dir in den Schulen gut geht und du in vielen Klassen weiter gekommen bist. Doch ich kann dich darin nicht loben, du hast nur getan, was du schuldig warest. Nun sind die Anstaltsjahre bald zu Ende und es wird sich zeigen, wie du sie benützt hast. . . . Ich, deine Mutter, erinnere dich daran, und wenn ich auch nicht bei dir bin, so trage ich dich doch stets im Herzen; benutze die noch übrige Zeit fleißig und übe dich in allem Nützlichen, auch in der Musik. Lernest du auch die Harfe spielen? — Du schreibst, daß es dir wehmütig war am Kinderfest bei dem Gedanken, daß es das letzte sei. Gib dich nur dem lieben Heiland ganz hin, dann wird dich der Segen aus den Kinderjahren durchs ganze Leben hin begleiten (1850).

Du schreibst mir recht schön darüber, wie der Geist Gottes durch den Unterricht dein hartes Herz erweicht und zubereitet, daß es für die Segnungen, die der Heiland dir in der Konfirmation und im heiligen Abendmahl zugebracht, empfänglich war. . . . Er hat alles an dir getan, wie ein Gärtner an den jungen Bäumchen, an denen er später viel Früchte haben will. Bisher hat er nur die grünen Blätter und Knospen an euch gesehen. Nun erwartet er auch Blüten und Früchte! Aber auch dazu muß der Seelengärtner Kraft und Gedeihen geben, denn ohne den Heiland können wir nichts Gutes tun. . . . Nun, meine liebe Maria, der Herr Jesus wolle meine Unterhaltung mit dir an deinem Herzen segnen und dich in seiner Gnade erhalten (1851).

Du wirst gewiß sehr danach verlangen, etwas von mir zu hören. Ich bin dem Heiland sei Dank immer so ziemlich gesund gewesen, aber das Schreiben fiel mir schwer, weil auch die Augen schwach werden. Ich freue mich sehr auf die Zeit, daß ich von aller Schwachheit und Ankleben der Sünde loswerde und beim Herrn die ewige Ruhe genießen werde. Aber doch, solange er mich noch hier haben will, soll das meine Sorge sein, daß ich ihm wohl gefalle. — Ach, meine liebe Maria, es ist mir ernstlich um mein Seligwerden zu tun, denn je älter ich werde, je mehr Verwerfliches erblicke ich an mir. Doch das ist mir eine große Gnade: Der Weg zum Sündentilger steht mir offen. . . . Es wird dir lieb sein, zu hören, warum ich hier wieder auf Berg en Dal bin. Was die Bequemlichkeit betrifft, so habe ich's in Bambah in vielen Dingen besser gehabt, brauch dort keine Treppen steigen — hier aber muß ich die

dreißig Stufen hohe Treppe runter und rauf, und da ist mein Atem weg. Dann muß ich ruhen, bis ich die andere Treppe auf den Solder steige. Aber ich hatte Verlangen, die Lieben hier wieder einmal zu sehen, weil sie so selten besucht werden aus Ursach der vielen Krankheit und Heimgänge. Ich wollte nur das Pfingstfest mit ihnen feiern, aber als ich die Kinder, ja die ganze Gemeinde nachsah, wieviel Schlechtes unter ihnen im Gange ist, so konnte ich nicht anders und fing an, dagegen zu wehren und stellte ihnen in Liebe und Ernst vor, daß sie ihr Versprechen, dem Heiland treu zu bleiben, so schnell gebrochen haben. Sie singen schlechte Stückchen und Länze — es sieht nicht gut aus, wenn sie keine Aufsicht haben. Doch jetzt, da ich hier bin, neigen sich ihre Herzen zum Guten. Der liebe Heiland wolle ihnen eine Furcht vor der Sünde ins Herz geben. — Nun will ich dir auch etwas von der Freude mitteilen, die ich hatte. Gerade am Pfingstfest erhielt ich deinen und Heinrichs Brief; was mein Herz dabei fühlte, kann ich nicht beschreiben: nur die Bitte, ach, lieber Heiland, erhalte meine Kinder bei dir. Liebe Maria, deine Äußerungen, die du gegen mich tatest, daß du gern dem Heiland treu bleiben und ihm zur Ehre leben möchtest, waren mir erfreulich. Aber wenn du dir nicht täglich die Kraft dazu von ihm ausbittest, so wird die Sünde dich doch betrügen. Das kann ich dir aus Erfahrung sagen, meine liebe Maria: Anhaltendes Gebet ist das Band, das uns beim Heiland erhält. . . . (1852).

4. Bis zur Lehrerin

Diese Briefe der Mutter zeigen uns, in welchem Geist die heranwachsende Tochter von ihrer frühesten Jugend an beeinflusst wurde und sich beeinflussen ließ. In die gleiche Richtung wies eine liebliche Erweckungszeit unter den Kindern der Mädchenanstalt zu Kleinwelka, die Maria mit ganzem Herzen miterlebte. Und die Jugendfreundschaften, die sie schloß, hielten zeitlebens stand, weil sie „auf den Heiland gegründet waren“. — Dabei war sie ein fröhliches Mädchen und im Kreis ihrer Jugendgespielinnen beliebt. Sie hatte etwas Träumerisches an sich, wußte aber sehr wohl, was jugendlicher Übermut war. Mit Wonne erzählte sie noch im Alter von den lustigen Rodelfahrten auf der Nieskyer Rodelbahn, die sie als Backfische im Geheimen unternahmen; oder von der „Jakobsleiter“, die sie als Nähschülerinnen des Schwesternhauses zusammenstellten und bei der die langen, von ihnen geflickten Hemden der Nieskyer Pädagogen als Engelsgewandung dienten. Gern malte und zeichnete sie; für Handarbeiten war sie weniger zu haben, um so mehr war sie den Büchern zugetan, und an ihrer französischen Sprachlehrerin hing sie mit Begeisterung.

Um ihrer Gaben willen wurde sie für den Lehrerinnenberuf vorgeschlagen und trat 1853 in die Gnadenfreier Mädchenanstalt ein, der damaligen Vorbereitungsstätte für Lehrerinnen. — Kaum der dortigen Schule entwachsen, wurde sie am gleichen Ort in dem sich bildenden Schwesternhaus-Pensionat als Lehrerin angestellt. Ihre Schülerinnen waren fast ebenso alt wie sie. Auch sonst fehlte es nicht an Schwierigkeiten. Als sie z. B. ihren Direktor bat, doch lieber Geschichtsstunden anstatt des Rechenunterrichtes halten zu dürfen, sagte dieser: „Mein, mein Kind, nun gerade erst recht ins Rechnen hinein, das treibt dich zugleich ins Gebet.“ — Und doch war sie in jenen Gnadenfreier Jahren überaus glücklich. Die Schülerinnen hingen in Liebe an ihr, und manche von ihnen blieb noch Jahrzehnte hindurch in schriftlicher Verbindung mit ihr. Vor allem aber hatte Schwester Hartmann ein zufriedenes Gemüt, das sich in jeder Lebenslage zurecht fand; und noch im hohen Alter pflegte sie mit Vorliebe zu sagen: „Ich habe es ja immer so gut gehabt!“

5. Die seltene Brautfahrt

Da kam im Frühjahr 1859 die große Wendung in ihrem Leben. Schwester Maria Hartmann erhielt „einen Ruf nach Tibet als Braut des Bruders Wilhelm Heyde“. Dieser Ruf kam ihr, wie einst dem Manne, dem sie jetzt folgen sollte, wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Fast alle ihre Bekannten redeten ihr ernstlich ab, ihn anzunehmen. „Wie können Sie Ihre schöne Stelle aufgeben und einem unbekanntem Manne in ein fernes, unbekanntes Land folgen!“

In der That, es war ein Wagnis für die 21jährige, ein Sprung ins Dunkle; nicht anders, als es vor 8 Jahren bei Heyde der Fall gewesen war. Aber eine innere Stimme sagte ihr: „Das kommt vom Herrn“ (1. Mos. 24, 50). Dieser Ruf lag ja ganz in der Linie des mütterlichen Vorbildes, und auch ihre zwei Brüder waren bereits auf der Mission: der eine in Südafrika bei den Kaffern, der andere in Australien und später bei den Indianern Nordamerikas. Gleichwohl empfand sie das Bedürfnis, wie es damals noch oft in der Brüdergemeinde geschah, das Los zu befragen. Als dieses aber eine unzweideutige bejahende Antwort gab, stand es ihr in freudiger Gewißheit fest, was sie zu tun habe. Sie entschloß sich, obwohl jung und unerfahren und ohne besondere missionarische Vorbildung, dem unbekanntem Mann in das unbekanntes Land nachzureisen, — wie einst Rebekka dem Isaak, pflegte sie später zu sagen.

Der Gedanke an die Bestätigung durch das Los war ihr in den folgenden Jahren noch manchmal eine recht wertvolle Stütze, als äußere und innere Schwierigkeiten sich vor ihr aufstürmten und Zweifel in ihr

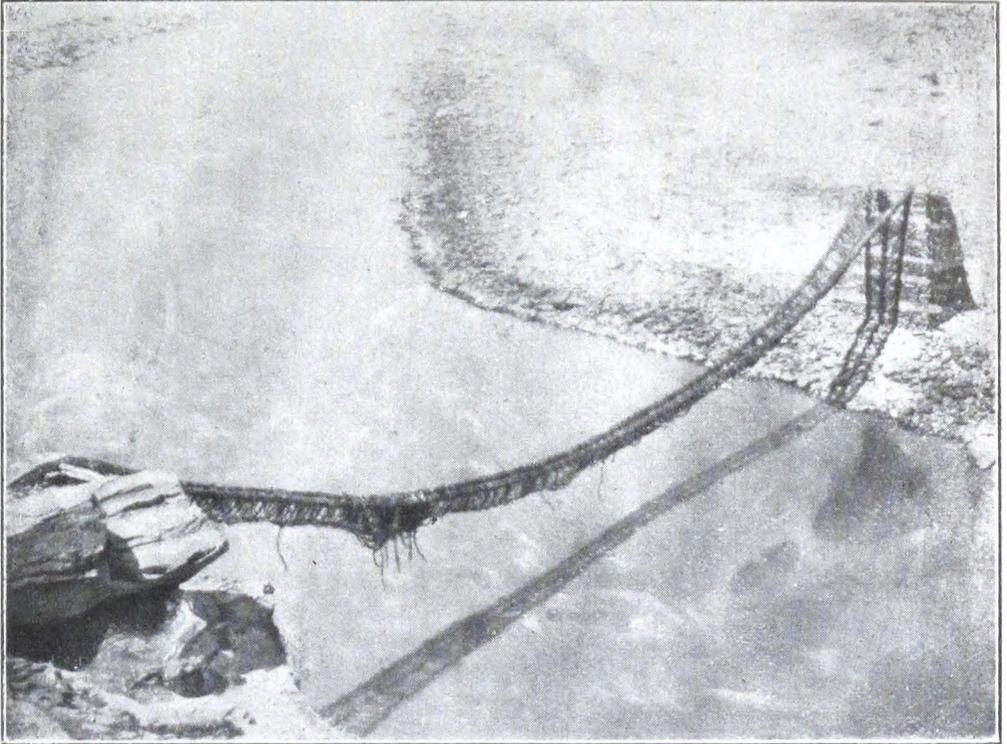
weckten, ob sie den richtigen Weg nun auch wirklich eingeschlagen habe. Und noch als alte Frau bezeugte sie es: „Ich war dankbar und bin es immer noch, daß Gott mich auf jene Weise so unmißverständlich geführt hat.“

Ende Februar erhielt sie ihren Ruf, und schon Mitte Mai reiste sie in London ab. Ihre Reisegefährtinnen waren Emilie Rosenhauer und Friederike Mächtle, die Bräute der Brüder Jäschke und Pagell. Marie Hartmann, eine jugendliche Schwester von schlankem, hohem Wuchs, mit frischer Farbe, dunkelblondem Haar und leuchtenden Augen, war die einzige, die ihren Bräutigam nicht kannte. — Auf dem Schiff befanden sich sogar 5 Missionsbräute, außer den 3 Herrnhuterinnen noch 2 Schwestern von der Gohnerschen Mission. Sie reisten gemeinsam auf dem Seeweg bis Calcutta, wo sie „schon“ Ende August ankamen. Dort wurden sie von Bruder Pagell abgeholt. Nachdem er mit seiner Braut Friederike Mächtle in Calcutta von einem Geistlichen der schottischen Freikirche getraut worden war, ging es auf dem Landweg weiter, meist im Postwagen, z. T. auch mit der Eisenbahn.

Durch Pagell erhielt Schwester Hartmann den ersten Gruß ihres Verlobten. Es war auch der einzige, den sie auf der Reise von ihm erhielt, während sie ihm mehrmals schreiben konnte. So heißt es in ihrem Brief vom 24. September: „Gerade, als ich der lieben Schwester Rosenhauer, oder vielmehr meiner lieben Emmy — wie ich zu ihr sagen darf — mit Tränen klagte, daß ich noch keinen Brief hätte, trat Bruder Pagell in die Stube und brachte uns beiden die langersehnten Briefe aus Khyelang. Eine rechte Sonntagsfreude! Mit klopfendem Herzen erbrach ich den meinigen, und meine Tränen flossen weiter. Mit wieviel zarter Liebe kommst du mir entgegen! Oh, ich bin es nicht wert; wenn du mein Herz kenntest, mit seinen ängstlich zweifelnden, oft widerstrebenden Gedanken, du würdest erschrecken. Aber dies Herz sollst du nun ganz kennen lernen und mit des Herrn Hilfe aufrichten und trösten. Warum sollte ich gleich am Anfang anders vor dir erscheinen wollen, als ich bin? Mein tägliches Flehen ist um ein stilles, demütiges Herz. . . Es ist mir noch immer wunderbar, warum der Herr gerade mich armes Wesen zum Dienst an einem solchen Werk gerufen hat. Ich fürchte mehr zu verderben als gut zu machen. Aber Er ist treu. Der mir Kraft und Mut zum Folgen gegeben hat, wird auch weiter helfen und sein Werk in mir vollenden. — Und was wirst du an mir haben? Oh, ich möchte dir so gern etwas sein und immer in heitern und trüben Stunden mit treuer, starker Liebe dir innig zur Seite stehen. Doch was bin ich? Der Herr hat uns zusammengeführt, und auf seine Gnade können wir getrost alles wagen. . . . Es ist wohl wahr, daß meine frühere Lage, was das Äußere anbelangt, manche Bequemlichkeit und Genuß darbot, den



Wohlhabende tibetische Kaufleute



Weidenrutenbrücke in Lahoul

ich nun nicht mehr haben werde. Aber du kannst ganz ruhig sein, ich bin nicht verwöhnt, habe mich auch schon in mancherlei fügen müssen und will es immer mehr lernen. Die Außerlichkeiten sind ja nur Nebensache, und das wahre Glück ist ganz gewiß nicht davon abhängig.“

Von Simla aus schrieb sie unter dem 13. Oktober: „Bei unserer Ankunft sah ich mit großer Sehnsucht einem Gruß von dir entgegen. Doch umsonst. Es ist mir tröstlich, in Emmy eine Leidensgefährtin zu haben. Wir holen oft unsere ersten einzigen Briefe hervor, um sie immer wieder durchzulesen. . . . Unsere Reise durch Indien ging glücklich von statten. . . . In unserm Postwagen hatten wir, Emmy und ich, uns ganz häuslich eingerichtet. Ich habe diese Schwester sehr lieb gewonnen. . . . Da Bruder Pagell mit seiner jungen Frau zusammen fuhr, hatten wir mehr Gelegenheit, uns aneinander anzuschließen. . . . Am 17. Oktober gedenken wir aufzubrechen und in 3 Wochen in Khyelang anzukommen. Ach, wie wohl wird es tun, zu Hause zu sein. . . .“

Bis Kotghur kam Jäschke der Reisegesellschaft entgegen. Je tiefer man in die Bergwelt eindrang, um so mehr wurden die Frauen von den Einwohnern wie Wunderwesen angestaunt und ihre Kleider von allen Seiten betastet und untersucht. Sie waren die ersten Europäerinnen in jenen Gegenden. Am 8. November wurde der Kotang überschritten. Am 10. November war der letzte Reisetag. Alle waren sehr zeitig munter. Aber Schwester Hartmann brach eine Stunde früher auf als die übrige Reisegesellschaft, um auf dem Wege ihrem Bräutigam allein zu begegnen. Zwei Stunden vor Khyelang führte der Weg auf einer langen, gefährlichen Brücke über den reißenden Bergstrom. Dort sahen sich die beiden zum erstenmal. „Sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief“; und auf dem schmalen, schwankenden Steg wurde die Braut vom Schwindel befallen. Aber da half der Weggenosse und führte sie mit starker Hand hinüber. Ein Zurück gab es nicht mehr, darum vorwärts mit Gott. Gemeinsam wanderten die zwei nach Khyelang. Gegen Mittag kamen auch die andern an.

Nach einer Woche fand die Hochzeit statt. Bis dahin wohnten die zwei ledigen Schwestern in der Druckerei. Vom Hochzeitstag heißt es im Khyelanger Diarium: „Am 18. November nachmittags um 3 Uhr war Trauung, indem Bruder Jäschke nach Verlesung von §§ 202—206 der „Idea fidei fratrum“*) und eines kurzen tibetischen Auszugs daraus

*) „Idea fidei fratrum oder kurzer Begriff der christlichen Lehre in den evangelischen Brüdergemeinen, dargelegt von August Gottlieb Spangenberg.“ Barby 1779.

für die 50—60 Zuhörer, die sich eingefunden, Geschwister Heyde, — und dann Bruder Heyde Geschwister Jäschke traute.“

Zara Ischand aber, der Häuptling des Dorfes, traktierte die Gesellschaft mit einem Mittagessen, Tee und Konfekt. Er selbst nahm an der Mahlzeit nicht teil, bat aber um die Gunst, zusehen zu dürfen, wie die weißen Leute aßen.



III. Die ersten Jahre gemeinsamen Wanderns



I. Männerköpfe und Frauenherzen

Aller Anfang ist schwer! — Es ist nicht unsere Aufgabe, eine Geschichte der Brüdermission in Tibet zu schreiben. Gleichwohl können wir nicht umhin, auf die Schwierigkeiten einzugehen, die die drei Missionschwwestern bei ihrer Ankunft in Khyelang vorfanden. Denn die Art, wie sie ihnen begegneten, bleibt vom Standpunkt des Reiches Gottes aus betrachtet denkwürdig und vorbildlich.

Das Problem bestand darin, daß die Köpfe der Männer hart aneinander gerieten; und die Lösung des Problems wurde nicht zuletzt dadurch herbeigeführt, daß die Herzen der Frauen sich um so enger zusammenschlossen.

Im tiefsten Grunde waren Heyde, Jäschke und Pagell selbstverständlich eines Sinnes. Sie wollten Christo dienen und sein Reich im Innern Asiens ausbreiten. Aber dies hohe gemeinsame Ziel beseitigte nicht die Unterschiede des Charakters, der Ansichten und Fähigkeiten, auch nicht die Fehler und Unvollkommenheiten der menschlichen Natur. So mußten es auch die Missionare im fernen Tibet erleben: „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, und hart im Raume stoßen sich die Sachen.“

Jäschke, der geniale Sprachforscher und wissenschaftlich gebildete Mann, war zum Missionsleiter berufen. Aber er trat erst vier Jahre später in die Arbeit ein als die andern. Heyde und Pagell hatten bereits ihre Erfahrungen gesammelt und waren sowieso durch Begabung und Vorbildung Männer des praktischen Lebens. Auch Jäschke wollte letzteres sein; doch darüber kam es zu Reibungen, wie sie zwischen dem Theoretiker und dem Praktiker, dem Theologen und dem Laien, dem Gelehrten und dem Handwerker sich leicht einstellen können.

Schon mit dem ersten Tag ihrer Begegnung hatte es begonnen: Pagell und Heyde waren der Landesitte entsprechend beritten und hatten

auch für Jäschke ein Reittier erstanden. Letzterer aber, ein Original, von dem man sich später erzählte, daß er die 200 englischen Meilen von Kyalang nach Simla über die gewaltigen Bergriesen hinweg ohne Gepäck nur mit der Kaffeetasse in der Rocktasche zurückzulegen pflegte, wollte von einem Pferde nichts wissen. Sein Ideal war des Schusters Rappen. Zudem stände doch geschrieben: „Wie lieblich sind die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen.“

Vor allem waren die Köpfe über dem Hausbau aneinander geraten. Jäschke war nicht einverstanden mit dem, was er vorfand. Die ganze Anlage sei verfehlt. Das Haus sei gebaut, als wolle man für immer in Lahoul bleiben, und sollte doch nur eine leichte Hütte auf Abbruch sein, ein Vorposten an der Grenze der Mongolen. — Die Missionsdirektion in Herrnhut entschied in diesem Falle gegen ihn.

Andererseits war es keine Frage, daß er mit seinem Sprachgenie in einem halben Jahr den Geist der Sprache besser erfaßt hatte, als die beiden anderen trotz ihrer mühseligen jahrelangen Studien. Naturgemäß gab es da für letztere manche bittere Pille zu schlucken; und da alle drei Männer einen sehr ausgeprägten Willen hatten, ging es nicht immer ohne Funken ab.

So war die innere Lage keineswegs leicht. Wohl bürgte der christliche Charakter der drei Brüder dafür, daß die Spannung nicht zum Risse wurde. Heyde hat z. B. nie anders als in großer Liebe und Verehrung von Jäschke gesprochen: „Ich bin immer noch froh und dankbar — so schreibt er einmal — daß gerade Jäschke zu uns gekommen ist. Er ist ein Bruder von reicher Herzenserfahrung und vielseitigen Kenntnissen, mit denen er unverdrossen und liebeich uns zu Hilfe kommt.“ — Aber nicht am wenigsten trugen damals die Frauen dazu bei, daß das Werk ungehindert seinen Fortgang nahm. Schwester Jäschke erkannte zuerst die Schwierigkeit der Lage, als sie in Kotghur mit ihrem Bräutigam zusammentraf. Er war niedergeschlagen und wollte das Arbeitsfeld am liebsten verlassen. Jedoch ihrem Zureden gelang es, ihn umzustimmen; und die Frauen schlossen daraufhin einen Bund, nun erst recht zusammenzuhalten. „Wenn die Köpfe unserer Männer aneinander geraten, so sollen sich unsere Herzen umsomehr zusammenschließen,“ sagten sie, „damit die äußere und die innere Einheit gewahrt wird.“

Schwester Heyde war durch ihre glückliche Veranlagung wie geschaffen dazu, als Öl in der Maschine zu dienen. Sie war ein Kind des Friedens, liebhabend und freundlich gegen Jedermann, immer bereit sich unterzuordnen. Ihre ruhige, sich stets gleich bleibende Art ergänzte je länger je mehr das feurige Temperament des Gatten in trefflicher Weise. — Doch mußte auch sie ihre nicht immer leichte Schule durchmachen, um

das ganz zu werden, was in ihr lag. Ihre glückliche Art war nicht nur Veranlagung, sondern zugleich ein in dem Kampf des Glaubens gefestigter Besitz.

Dafür ein Beispiel: Die drei Ehepaare führten einen gemeinsamen Haushalt, d. h. die Mahlzeiten wurden gemeinschaftlich zubereitet und eingenommen, und die Schwestern hatten abwechselnd die Küchenwoche. Das verlangte die damals noch übliche, heut glücklicherweise abgeschaffte Sitte auf den Missionsstationen der Brüdergemeine. — In Khyelang wurde diese Sitte besonders „streitermäßig“ gehandhabt. Die Führung des Haushaltes stand unter spartanischen Zwang, denn der Präses Bruder Jäschke drang auf äußerste Sparsamkeit, um die Missionsrechnung zu verbilligen. So wurden u. a. die Lebensmittel wie im Kriege streng rationiert, — und doch sollte gut und recht gekocht sein! Eine erfahrene Köchin, wie Schwester Pagell, konnte sich damit wohl abfinden. War sie doch viele Jahre die Köchin und Haushälterin des Königsfelder Predigers gewesen. Und Schwester Jäschke hatte das Alter, die Würde und Erfahrung der einstigen Schwesternpflegerin für sich.

Schwester Heyde aber war im Kreis der Kolleginnen die Jüngste. Bei ihrer Ankunft in Khyelang war sie noch nicht 22 Jahre. Naturgemäß lag ihre starke Seite nicht in der Küche, sondern auf dem geistigen Gebiet; denn sie war bisher Lehrerin gewesen, und zwar eine geschätzte Lehrerin, die ihre Schulen: Französisch, Geschichte, Religion und Literatur mit Begeisterung gehalten hatte. Dagegen für den Haushalt, zumal unter den schwierigen tibetischen Verhältnissen, war sie nicht ausgerüstet. Die Zeit vom Tag ihrer Berufung bis zur Ausreise nach Asien war ja so kurz bemessen, daß sie gerade nur zu den notwendigsten Reisevorbereitungen ausreichte. So war es klar, daß sie es einer erfahrenen Köchin nicht gleich tun konnte, und das drückte sie mehr, als die Erlernung der tibetischen Sprache.

Zu alledem kam noch folgendes Mißgeschick: Schwester Heyde hatte eine leichte und gute Feder. So hatte sie, um ihren Freunden in der deutschen Heimat die Eindrücke ihrer interessanten Reise zu vermitteln, dieselben schriftlich niedergelegt und die Aufzeichnungen nach Europa geschickt. Ohne ihr Wissen und Wollen waren sie dort auf verschiedenlichen Wunsch hin gedruckt worden. (Vergleiche Missionsblatt 1860, Nr. 5—6.) Als der betreffende Reisebericht in Khyelang erschien, wurde dies von einer Seite unliebsam vermerkt. Und zwar gab es eine längere Mißstimmung. Wie könne sie, die jüngste und unerfahrenste, es sich herausnehmen, einen solchen Bericht drucken zu lassen. — Das war eine schmerzliche Schule, in welcher auch Schwester Heydes glücklicher Veranlagung der gute Kampf des Glaubens, der Liebe und der Demut nicht erspart wurde. Sie hat ihn durchgekämpft.

Um des Friedens willen war sie zu jedem Opfer bereit; und in der Besorgnis, sie könne noch einmal jemandem Anstoß geben, tat sie damals das Gelöbniß, es solle nie wieder etwas von ihr im Druck erscheinen. Die nur zu getreue Ausführung dieses Entschlusses müssen wir bedauern, denn Marie Heyde hatte ohne Frage schriftstellerische Gaben. Andererseits hatte sie durch ihr Opfer die Genugthuung, daß sie seitdem mit jedermann in Frieden ausgekommen ist.

2. Nomadenleben

Zum schweren Anfang gehörte auch die Zeit vom Herbst 1862 bis zum Sommer 1864. Es sind dies die einzigen Jahre, die das Ehepaar Heyde nicht in Khyelang verlebte; eine Zeit des ruhelosen Wanderns und der bangen Ungewißheit, reich an Entbehrungen aller Art.

Es hatte sich nämlich als notwendig herausgestellt, daß die drei Missionsfamilien im Khyelanger Haus wenigstens teilweise sich trennten. Der Arbeit würde es förderlicher sein, wenn noch eine zweite Station irgendwo im Umkreis gegründet würde. — Dazu kam, daß Schwester Heyde erkrankt war und den nächsten erreichbaren Arzt aufsuchen sollte. Es handelte sich um ein Unterleibsleiden. Der Arzt wohnte aber 14 Tagereisen weit in Dharmfala am Südhang des Himalaya. So wurde Missionar Heyde beauftragt, mit seiner Familie Khyelang zu verlassen und einen Platz für die neue Station ausfindig zu machen.

Am 24. Oktober 1862 brach das Ehepaar auf. Außer einem Diener hatten sie ihr zweijähriges Töchterlein Elly bei sich, das ihnen im Dezember 1860 geschenkt worden war. Der Notangpaß wurde zwar glücklich überstiegen, aber in Dschaga Sukh, einem hindostanischen Dörflein am Südfuß des Notang, erfolgte die Frühgeburt eines toten Kindleins. Die Unterkunft in dem leerstehenden, verwahrlosten Haus eines Engländers war sehr dürftig, und so zwang sich die Kranke schon am sechsten Tage zur Weiterreise nach Dharmfala.

Dort blieb sie drei Monate unter ärztlicher Aufsicht mit ihrem Kinde, während der Gatte am 24. Dezember sich auf amtliche Reisen begab. So gab es für die Zurückbleibende ein einsames und wehmütiges Weihnachten in fremder Umgebung. War sie doch damals mit englischer Sprache und Sitte noch wenig bekannt. Noch stärker wurden diese Gefühle des „in der Fremde Seins“, als sie im Frühjahr 1863 wieder nach Dschaga Sukh übersiedelten. Der entscheidende Beweggrund bei diesem Entschluß war der Gedanke, daß sie der Mission möglichst geringe Kosten verursachen wollten. Denn das obengenannte Haus in Dschaga Sukh war für ein sehr Billiges zu mieten.

Hier lebten sie nun in haufälliger Hütte. Die Zeiten, in denen sie zusammen sein konnten, bedeuteten die Festtage der Familie. Die dazwischen liegenden Wochen aber, in denen sich der Mann auf Reisen befand, und die sich einmal bis zu $\frac{1}{4}$ Jahr hinausdehnten, waren nicht immer leicht. In diesen Zeiten mußte die einsame junge Frau — wie es im Tagebuch heißt — „manchmal eine gedrückte Stimmung sich hinwegbeten“. Einen besonderen Dienst taten ihr damals die Briefe, die einst die Mutter aus dem Urwald Südamerikas an ihr Kind geschrieben hatte, und die sie auch in Asien mit sich führte. Hier konnten sie ihre volle Segenswirkung ausüben; denn hier befand sich die Tochter in einer ähnlichen Lage wie einst die Mutter im Urwald, auf einsamem, entsagungsreichem Posten im Dienste des Heilandes.

Schwester Heyde und ihr Töchterlein Elly hausten in Dschaga Sukh in einem dürftigen Raum mit Ratten und Mäusen zusammen, die mit Vorliebe des fernen Vaters Kleider zerrissen und durchwühlten und einmal sogar unter dem Kopfkissen von Klein Elly es sich heimisch gemacht hatten. — Die hindostanische Landessprache war der jungen Missionschwester, der einzigen weißen Frau der Umgegend, unbekannt. So konnte sie die häufigen Streitereien zwischen den Dorfbewohnern und ihrem tibetischen Diener nur mit Mühe schlichten. Auch kam sie erst mit der Zeit dahinter, daß Rahemie, das hindostanische Kinder mädchen, eine erwerbsmäßige Hure war. — Dazu kam, daß sie sich selbst oft unpäplich fühlte, zumal sie wieder ein Kindlein unter dem Herzen trug. Dasselbe wurde ihr zwei Monate zu früh am 5. September 1863 geboren, sechs Tage nach der ersehnten Rückkehr des Gatten. Es war der erste Sohn, der am 11. September von dem gerade durchreisenden Bruder Jäschke getauft wurde. Am Taufstage zog Tobsi ein, ein gemeines Dorfhündlein ohne vornehmen Stammbaum. Aber als gute Rattenfängerin war sie hoch willkommen; und viele Jahre hindurch bis an ihr Lebensende galt sie seitdem als ein nützliches und mit den Kindern treu verbundenes Glied des Heydeschen Familienhaushaltes.

Das Wochenbett in Dschaga Sukh war recht ruhelos, da die Mutter außer der treuen Pflege des Vaters keine Hilfe hatte. Der Ersatz für die entlassene Rahemie war nämlich ein zehnjähriges tibetisches Mädchen, das noch nichts konnte, sondern selbst gepflegt werden mußte. Missionar Heyde hatte nämlich das Kind auf einer seiner Reisen in öder Gegend „gefunden“. Es trieb sich eltern- und heimatlos mit zwei Brüdern herum und nährte sich vom Bettel und kleinen Diebereien. Die Missionsleute beschlossen, die kleine Gangsom, die von den Dreien den verkommensten und hilflosesten Eindruck machte, ganz zu sich zu nehmen und zu erziehen. Die beiden Brüder waren ganz damit einverstanden, daß sie die beschwerliche Schwester los wurden. Gangsom oder wie sie später als Christin

hieß, Betty, gehörte fortan ganz zur Familie. Es kostete in den nächsten Jahren viel Mühe und Geduld, bis sie das Lügen und Stehlen so wie die andern Gewohnheiten des Landstreichertums aufgab. Doch die Liebe war nicht umsonst. Nach manchen Schwankungen und Enttäuschungen, die sie den Pflegeeltern bereitete, entwickelte Betty sich überaus günstig. Sie wurde ein zuverlässiger Charakter, eine treue Christin und als solche ein bereiteter Beweis dafür, daß auch jener Volkschlag für das Evangelium nicht unempfänglich ist. Betty heiratete später in Khyelang einen braven Mann und wurde die Mutter einer Reihe wohlherzogener Kinder. — In jenen schwierigen Anfangszeiten aber war sie noch ein recht unnützes Ding.

Umso willkommener war es den Pflegeeltern, daß sie selbst ganz unerwartet wieder in geordnete und vertraute Verhältnisse kamen. Das aber ging folgendermaßen zu: Im April 1864 verließen Heydes ihre Hütte in Dschaga Suth, um eine Tagereise südlicher in Munsala die beabsichtigte Missionsstation anzulegen. Dort schien endlich der passende Ort dafür gefunden zu sein. Verschiedene Baupläze wurden besichtigt, und bis zur Fertigstellung des Hauses wollte die Familie in einem Zelte wohnen. Da traf am 14. Mai ganz unerwartet die Nachricht ein, daß Heydes wiederum nach Khyelang berufen seien, da Jäschke nach Simla übersiedeln werde, um dort ausschließlich den Sprachstudien sich zu widmen.*) Auch Pagells hatten inzwischen ihren Wohnort gewechselt. Dieser Befehl, nach Khyelang zurückzukehren, bewegte die seit zwei Jahren heimatlosen Missionsleute aufs freudigste. Khyelang war eben doch die erste Liebe. Dort war ihre Heimat inmitten der tibetischen Gebirgswelt. — Als Heydes am 19. Juni 1864 mit ihren zwei Kindern, mit Tobsi und der tibetanischen Pflgetochter fröhlich in Khyelang einzogen, ahnten sie nicht, daß nun dieser Ort fast ein halbes Jahrhundert hindurch der Schauplatz ihrer Tätigkeit sein sollte. —



*) Jäschkes blieben nur einen Winter in Simla und kehrten dann wieder nach Khyelang zurück, wo sie noch bis 1868, dem Jahr ihrer Rückkehr nach Europa, in harmonischer Weise mit Heydes zusammen arbeiteten. Pagells hatten schon 1862 Khyelang verlassen und arbeiteten fortan auf der von ihnen gegründeten Missionsstation Poo in Kunawar (eine Landschaft südöstlich von Khyelang).

IV. Die Tibeter



I. Die Lebensweise, Sitten und Gebräuche

Als Frau Heyde einmal in den letzten Jahren ihres Lebens von einem angehenden Missionar, der unter den Tibetern arbeiten sollte, um Ratschläge und Verhaltensmaßregeln gebeten wurde, antwortete sie: „Lieb haben, lieb haben und noch einmal sehr lieb haben müssen sie die Leute. Das ist das Einzige, was ich ihnen sage. Es wird ihnen dort drüben vieles sehr fremd vorkommen. Da kann nur die Liebe helfen. Und die müssen sie sich schenken lassen. Alles andere kommt dann von selbst.“

Diese Antwort ist für alte und junge Missionare auf jedem Missionsgebiet in gleicher Weise beherzigenswert. Sie war aus der Erfahrung einer langjährigen Arbeit herausgewachsen. Denn das Heydesche Ehepaar hatte sich im Lauf der Jahrzehnte immer tiefer hineingeliebt und dadurch auch hineingelebt in das den Europäern so fremdartige und fernstehende Volk der Tibeter.

Schon die Häuser haben nichts einladendes. An Bauholz fehlt es. So bestehen sie im wesentlichen aus Stein und Lehm. Durch eine niedrige Eingangstür kommt man in den untern Stock. Er ist völlig dunkel und dient als Stall für Pferd und Rind. Man tastet sich durch bis zu der rohen, unebenen Steintreppe und klimmt sie empor. Am obern Ende wird es licht, und man gelangt in den Oberstock, der aus Luftziegeln erbaut ist.*) Die Treppe mündet direkt in die niedrige Wohnstube, in die man durch eine niedrige Tür eintritt. Der Fußboden der

*) Gebrannte Ziegel werden aus Holzangel selten gebraucht. Bei starken Regengüssen — einer Seltenheit in dem regenarmen Land — kommt es vor, daß eine solche Mauer aus Luftziegeln, das heißt in der Luft getrocknetem Lehm, einfach zerläuft. Das wird nicht zu tragisch genommen, dann baut man eben eine neue.

Stube besteht aus durch Kuhmist gebundenem Lehm. Die Wände und die Decke sind rauchgeschwärzt. Das hat seinen Grund in dem offenen Feuerherd, der uns daran erinnert, daß Wohnstube und Küche ein Raum sind. — Das Loch, das in der Decke zum flachen Dach hinausführt, und die zwei auch im Winter immer offenen Fenster genügen nicht, um den Rauch abzuführen. Der Raum ist vielmehr so von Rauch und Ruß gefüllt, daß dem Eintretenden gleich die Tränen in die Augen treten. Die Fenster sind klein und so niedrig in der Wand angebracht, daß man auf dem Boden sitzend heraussehen kann.

An der einen Wand befinden sich Bretter mit den Koch- und Eßgefäßen aus Kupfer und Messing. Die wertvolle, kunstreich gearbeitete Teekanne nimmt den vornehmsten Rang unter ihnen ein. An zwei Wänden entlang sind Strohmatte mit Filzdecken auf den Boden gebreitet; am Tag der Sitz für die nach Landesitte kauern oder mit untergeschlagenen Beinen daisenden Bewohner, bei Nacht ihr Bett. Als Bettdecke dienen die Kleider und Pelzmäntel. Zwei niedrige Tische, kaum höher als Fußbänke, stehen vor den Maten. — So etwa sieht die Wohnung eines wohlhabenden Tibeters aus.

Und nun die Bewohner selbst. Sie sind noch mehr als die Häuser, in denen sie wohnen, eine fremdartige Erscheinung für den Europäer. Der Missionar muß ihnen in der That viel Liebe entgegen bringen, sonst kommt er ihnen nicht nah. —

Die geschlitzten Augen, die hervortretenden Backenknochen, das schwarze, glatte Haar und die braune Hautfarbe kennzeichnen den Tibeter als zur mongolischen Rasse gehörig. Doch fehlt es auch nicht an Mischstämmen infolge von früheren Einwanderungen der Hindus aus dem indischen Süden. So gelten z. B. die Bewohner in und um Khyelang als Halbtibeter.

Allen Eingeborenen mangelt leider die Reinlichkeit in hohem Maße. Ältere Leute baden nie, die Jugend tut es gelegentlich einmal im Sommer. Fürs gewöhnliche werden nur Hände und Gesicht etwas gewaschen. Nur Wohlhabende tragen ein Hemd („Drilen“, d. h. „Schmutz- und Geruchsfänger“). — Allerhand Ungeziefer gehört der Unreinlichkeit entsprechend zum unerläßlichen Bestand der Eingeborenen.

Die Männer tragen einen langen, bis unter die Knie reichenden Rock aus dort gewobener Wolle, welcher über den Hüften durch eine rote, grüne oder blaue Schärpe zusammengehalten wird. An den Unterschenkeln haben sie Samaschen, die durch schwarze Bänder befestigt sind, und an den Füßen Strohschuhe. Im Winter bekleiden sie sich auch mit Hosen, und nicht selten mit zwei Röcken oder einem Pelz; im Sommer genügt dagegen meist ein Rock. — Auch die Kopfbedeckung richtet sich nach der Jahreszeit: Im Winter eine Pelzmütze, im Sommer eine

leichtere Kappe. Hängen die Männer dem Buddhismus an, so dient wie bei den Chinesen der Zopf zu ihrem religiösen Bekenntnis. Werden sie Christen, so schneiden sie ihn aus freien Stücken ab, ohne von den Missionaren dazu aufgefordert zu werden. —

An allen Kleidungsstücken fehlen die Taschen. Doch reichen Erfaß bieten dafür die Schärpe und der Busen über der Schärpe. In einem Zipfel der Schärpe eingebunden tragen sie ihr Geld. In der Schärpe steckt ein Messer mit Scheide und die Federbüchse mit der aus hartem Holz geschnitten, fein gespaltenen Feder. — Im Busen über der Schärpe werden ungezählte und unglaubliche Dinge untergebracht, u. a. das kupferne Tintenfaß und der hölzerne Trinknapf, den die Tibeter stets bei sich haben; gelegentlich aber auch der dreibeinige, an einen Schemel erinnernde Ofen, der sie auf ihren Reisen begleitet. Er wird mit Holzkohle gespeist und erwärmt seinen Herrn, der sich über ihn kauert, von unten her. Ofters gibt es Unglück mit diesem Oflein, besonders wenn es unvorsichtigerweise zu heiß wieder in den Busen hineingeschoben wird. Manche so entstandene Brandwunde hat Missionar Hendel während seines langen Aufenthalts in Tibet heilen müssen.

Auch der Kollack, die Wegzehrung, d. h. geröstetes Gerstenmehl, das mit Tee oder Bier (Tschang) zu einem festen Teig geknetet ist, wird im Busen untergebracht, wenn der Tibeter über Land geht. Im allgemeinen ist er, was die Kost anbetrifft, sehr anspruchslos und genügsam. Reis und getrocknete Aprikosen (Paddings), deren Mandeln auch gegessen werden, allerhand Mehlspeisen und an der Luft gedörrtes Schafsfleisch (Kustud) bilden die Hauptnahrung. Ein eigenartiges Nationalgetränk ist der Buttertee. (Rezept bei Zubereitung für etwa 10 Personen: 1 Obertasse voll Tee in 3 Liter Wasser 10 Minuten lang gekocht. Dazu ein gehäufter Löffel Natron. Diese Mischung wird ins Butterfaß gegossen und mit einem Pfund Butter und einem Löffel voll Salz gebuttert, bis die Dicke unserer Sahne erreicht ist. Dann ist das Getränk fertig.)

Die Frauen und Mädchen tragen Rock und Schärpe wie die Männer. Die Hosen dagegen haben einen anderen Schnitt. Es sind Röhren von unglaublicher Länge, die am Bein hinauf in Falten dicht zusammengeschoben werden. Ein eigentümliches Stück ihrer Kleidung ist ferner der Überwurf, der im Sommer aus einem leichten Tuch, im Winter aus einem Pelzüberhang besteht. Ohne denselben darf sich keine Silber- und Goldzierat besetzte Kopfschmuck der Frauen. Er beginnt tibetische Frau öffentlich zeigen. — Die weitaus größte Rolle aber spielt für sie der „Berak“, jener breite, rote, mit Türkisen und anderem an den Haarwurzeln über der Stirne und geht über den Kopf den Rücken hinab. Das obere Ende mit seiner Verzierung gleicht dem Kopf

einer Kobraschlange, und man nimmt an, daß der ganze Schmuck mit einem ehemaligen Schlangenkultus in Verbindung steht. Mit diesem Verak wird ein großer Luxus getrieben. Ihn jedes Jahr mit immer mehr Türksisen besetzen zu können, darauf geht der Wunsch jedes weiblichen Wesens aus. Kein Opfer dafür, selbst nicht das ihrer Ehre, wird gescheut; denn je reicher der Verak, um so größer der Wohlstand — so meint man wenigstens — und um so leichter die Möglichkeit einer guten Heirat. — Zum ganzen Schmuck gehören übrigens noch steife, große Ohrenklappen aus Zeug, die mit Lammfell oder bei Reichen mit Otterfell verbrämt sind.

Beinahe ebenso wichtig ist die Behandlung des Haupthaars: Es wird in mindestens acht mit Öl oder Butter eingefettete Zöpfe geflochten, die infolge eingelegter Wolle (bei Verheirateten von brauner, bei Ledigen von grauer Farbe) bis auf die Hüften herabreichen und dort zu einem dicken Wollzopf sich vereinigen, der an seinem Ende in eine große, auf dem Boden nachschleifende Troddel ausläuft. Diese Zöpfe werden meist nur einmal im Monat geflochten, ein sehr umständliches und zeitraubendes Verfahren!

Durch solche und andere ungewohnte Außerlichkeiten der Lebensweise muß die Liebe des Missionars sich hindurchfinden zum Herzen der Leute. Und mancherlei kommt ihm dabei entgegen. Die Tibeter sind im Grunde ein gutmütiges und harmloses Volk, gastfreundlich und gefällig. Auch kommen ihnen gewisse Vorzüge einer alten Kultur zu gute. Selbst im entlegensten Bergdorf findet man stets eine Anzahl Männer, die lesen und schreiben können, da im Winter die Lamas regelmäßig den Knaben einige Wochen Unterricht erteilen. Die Mädchen lernen nur in dem Fall schreiben, wenn sie Nonnen werden wollen. Dann werden sie von Nonnen unterrichtet. — Auch das ist dem Einfluß der heidnischen Geistlichkeit gutzuschreiben, daß die öffentliche Sicherheit in jenen Gebirgstälern eine größere ist als in Europa. Jahre können vergehen, ohne daß ein Mord stattfindet, und auch grober Diebstahl ist sehr selten.

2. Religion und Sittlichkeit

Die schweren Hindernisse, die sich der christlichen Liebe auf ihrem Wege zu den Herzen der Eingeborenen entgegenstellen und zu denen sie nicht schweigen kann, liegen auf dem Gebiete der Religion und der Sittlichkeit im engeren Sinne. Hier gilt es mit viel Geduld zu erziehen und auf eine Umgestaltung von innen heraus zu warten. Unsittlichkeit ist das Hauptlaster der Tibeter. Unbescholtenheit der Unverheirateten ist überhaupt nicht vorhanden, Ehebruch an der Tagesordnung. Allgemein verbreitet und nach der Volksanschauung auch zu Recht bestehend ist die

Sitte, nach der eine Frau nicht nur mit ihrem Mann, sondern zugleich auch mit dessen Brüdern in ehelichem Bunde steht. Es beruht dies auf dem Bestreben, den Besitz an Grund und Boden nicht zu zersplittern und außerdem etwaiger Übervölkerung vorzubeugen.

Auf diese Weise können sich recht eigentümliche Verhältnisse ergeben: Ein Mann hat z. B. vier Söhne. Der Älteste, mit 18 Jahren mündig geworden, bringt eine Frau ins Haus. Diese ist damit auch die Ehefrau des zweiten und dritten Bruders, während der vierte ins Kloster geschickt wird. Wird nun ein Kind geboren, so weiß man nicht, wer der eigentliche Vater ist. Der älteste Sohn führt fortan den Titel „der große Vater“, der zweite den des „mittleren Vaters“ und der dritte den des „kleinen Vaters“. — Die Mutter ist im Hause zwar wohl geachtet, aber ein feineres Gefühl für Weiblichkeit und Keuschheit kann sich natürlich nicht in ihr entwickeln. Ehescheidungen werden sehr urwüchsig behandelt: Der Mann schickt die Frau fort, die ihm nicht mehr paßt, oder die Frau entläuft einem ihr nicht mehr behagenden Gatten.

Eine andere Sitte, die das Familienleben der Tibeter eigentümlich beleuchtet, besteht in dem „Makpa-Verhältnis“. Gibt es nämlich in einer Familie nur Töchter, so wählt die Älteste unter dem Beirat der Eltern und Verwandten väterlicherseits sich einen Mann. Sie bleibt aber Herrin im Hause und verfügt auch über den väterlichen Besitz. Wird sie ihres Mannes überdrüssig, so schickt sie ihn fort und nimmt einen andern. Ihre Schwestern müssen außer dem Hause heiraten und haben keinen Besitzanteil am väterlichen Grund und Boden.

So sind die sittlichen Zustände in Tibet recht traurig. Und doch, die eigentliche Mauer, die das Herz der Eingeborenen gegenüber den Einflüssen der christlichen Liebe abschließt, ist nicht die Unsittheit, sondern der „Lamaismus“, die bizarre Religionsform der Tibeter, die mit den Jahrhunderten so felsenhart geworden ist, wie das Urgestein der dortigen Berge. — Der Lamaismus ist die tiefstehendste und verzerrteste Form des Buddhismus, mit starken Bestandteilen vorbuddhistischen Dämonendienstes verquickt und herabgesunken zu einer vielfach in toten Formen erstarrten Priesterreligion. — Etwas unserem Gottesbegriff entsprechendes gibt es im Tibetischen nicht. Die Missionare haben für „Gott“ das Wort Kontschok „Kleinod“ eingeführt. Dasselbe wird für gewöhnlich mit dem Zahlwort „sum-drei“ zusammen ausgesprochen. „Kontschok-sum“ ist das indische Triratna, das dreifache Kleinod, nämlich Buddha, seine Lehre und seine Gemeinde. Diese Dreieit gilt dem Buddhisten als verehrungswürdig, zu ihr soll er seine Zuflucht nehmen.

I. Die erste Pflicht des Frommen besteht in der Verehrung von Buddha, dem großen indischen Hellen, der eine eigene Lehre gestiftet, seinen Jüngern den Weg zur Erlösung gezeigt und im Tode sich in das

Nichts (Nirvana) aufgelöst hat. Selig werden, das heißt nichts anderes, als es dahin bringen, daß man diesem unbeschreiblich erhabenen und verehrungswürdigen Buddha in das Schattenreich der Vernichtung folgen darf. Sein Bild, die bekannte mit verschränkten Knien dastehende und vor sich hinstarrende Gestalt, gilt als heilig. Es wird in mannigfacher Weise als Gemälde, Statue oder Amulett hergestellt und angebetet. In jedem Tempel oder Kloster, aber auch in jedem Privathaus steht ein solches Bild, dem der Gläubige seine Verehrung bezeugt indem er sich vor ihm dreimal tief zur Erde verneigt und knieend mit der Stirn den Boden berührt. Als Opfer bringt man ihm Reis, Gerste oder ein Öllämpchen dar, was dann Segen und Hilfe in Leibes- und Seelennot verschaffen soll. — Dabei verehrt der Tibeter noch eine ganze Heerschar von anderen hilfreichen Geistern und Göttern. Eine noch größere Rolle aber spielen die vielen bösen Geister oder Dämonen, die das Gemüt des Volkes mit beständiger Furcht erfüllen. —

2. Die zweite religiöse Pflicht des Tibeters besteht in der Befolgung der Lehre Buddhas. Diese Lehre wird „Tschos“ genannt und ist in hunderten von oft sehr umfangreichen Büchern niedergelegt. Sie bestehen aus losen, zwischen zwei Holzdeckeln eingepreßten Blättern und haben meist ein recht unappetitliches Aussehen, weil sie geschwärzt sind und schmutzig glänzend von der häufigen Berührung durch unsauber fettige Lamafinger. Manches gute Wort von moralischem Wert ist in diesen Büchern zu finden; doch verschwinden sie in einem Wust von dunklen, für den Laien völlig unverständlichen Aussprüchen. Aber das stört nicht. Gilt doch schon das mechanische Lesen dieser Schriften für verdienstlich, und man befolgt Buddhas Lehre schon dadurch, daß man sie liest. Das Buch als solches ist heilig und voll göttlicher Kraft. Darum hebt es der Laie nicht selten über sein Haupt empor, um des aus demselben strömenden Segens teilhaftig zu werden. Das Lesen selbst besorgt der Priester. Mehrmals im Jahr wird derselbe in das Haus gerufen, damit er aus den Tschos lange Gebete vorlese, die Krankheit, Gefahren und böse Einflüsse von Haus, Hof, Garten und Feld, sowie von den Menschen selbst fernhalten sollen. Fabrikmäßig wird oft von mehreren im Kreis beieinander sitzenden Lamas das Lesen besorgt; eine Arbeit, die tagelang währen kann. Nicht auf die Qualität des Gelesenen kommt es an, sondern auf die Quantität. — Tritt wieder Erwarten der gewünschte Erfolg des Gebetes nicht ein, so läßt man sich z. B. bei einer Erkrankung vom Lama einen kräftigen Spruch auf einen Zettel schreiben, näht letzteren zusammengefaltet in ein rotes oder grünes Täschchen und befestigt diesen Zauber an der Mütze des Erkrankten. Ober der Zettel wird zur Pille gedreht und verschluckt. Das muß unweigerlich helfen, denn in den Tschos wohnt göttliche Kraft. Der Lama aber wird für seine Bemühungen reichlich bezahlt.

3. Die dritte Pflicht des frommen, dem Konzschok dienenden Tibeters besteht in der Hingebung an die Gemeine der Vollkommenen, d. h. an die Priester oder Lamas. Ihr Haupt ist der Dalai-Lama in Lhassa, der über einer großen, in mannigfachen Abstufungen nach unten sich erweiternden Gemeine thront. Kein Volk der Erde hat einen so zahlreichen und mächtigen Priesterstand wie die Tibeter; denn jede 12. oder 13. Person ist ein Lama. Die Lamas wohnen — Mönche wie Nonnen — in Klöstern beisammen, doch gibt es auch Heilige, die ein Einsiedlerleben führen oder wandernd umherziehen. Die meisten kennzeichnen sich durch die Farbe ihres Gewandes als zur roten oder zur gelben Sekte gehörig; das sind die zwei bekanntesten Mönchsorden.

Diese Lamas nun bilden die Gemeine der Vollkommenen. In ihnen sieht der Laie die Gottheit vermenschlicht und sichtbar nahe gebracht. Darum wird auch die Asche besonders hochstehender Heiliger zu kleinen Buddhabil dern verwandelt, die als Amulette dienen. — Trotz aller persönlichen Schwächen und Sünden — namentlich die Trunksucht und Unsitlichkeit ist in den Klöstern an der Tagesordnung — genießen die Lamas göttliche Verehrung; denn sie machen sich anheischig die Sorge für das Seelenheil der Menge zu übernehmen und für sie, wie der bezeichnende Ausdruck lautet, „Religion zu machen“. — Der gewöhnliche Mann lebt nämlich der Meinung, daß er es Buddha nicht nachtun und durch Selbsterlösung in das Nirvana eingehen könne. Und darin wird er von den Lamas unterstützt, die sagen: „Wir sind dazu da, Euch zu erlösen“. — Lamas von höherem und höchstem Rang, in denen ein früherer verstorbener Heiliger wieder Mensch geworden ist, werden gerade als Heilande angesehen. Im übrigen ist das Verhältnis der Laien zu den Lamas in eine gewisse Organisation gebracht. Jedem höheren Lama ist eine Anzahl von Familien zur geistlichen Pflege anvertraut. Er wird der „Wurzel-Lama“ genannt; denn wie die Stämme aus ihrer Wurzel, so sollen die ihm übergebenen Seelen aus seiner Person die Nahrung für ihr religiöses Leben saugen. Wer seinem Wurzel-Lama begegnet, enblöht das Haupt, verneigt sich tief und betet an, worauf der Angeredete mit nachlässiger Handbewegung des Pfleglings Kopf berührt und den erhofften Segen spendet. Oder man drückt seinem „Heiland“ ein Geldstück in die Hand, worauf er verspricht, die bösen Geister baldigst zu bannen. Oder ein in seinem Gewissen belasteter sagt zum Priester: „Nimm mir die Beichte ab“; und damit ist die Sünde ohne weitere Sühne — abgesehen von dem Schuldpfennig an den Lama selbst — alsbald vergeben.

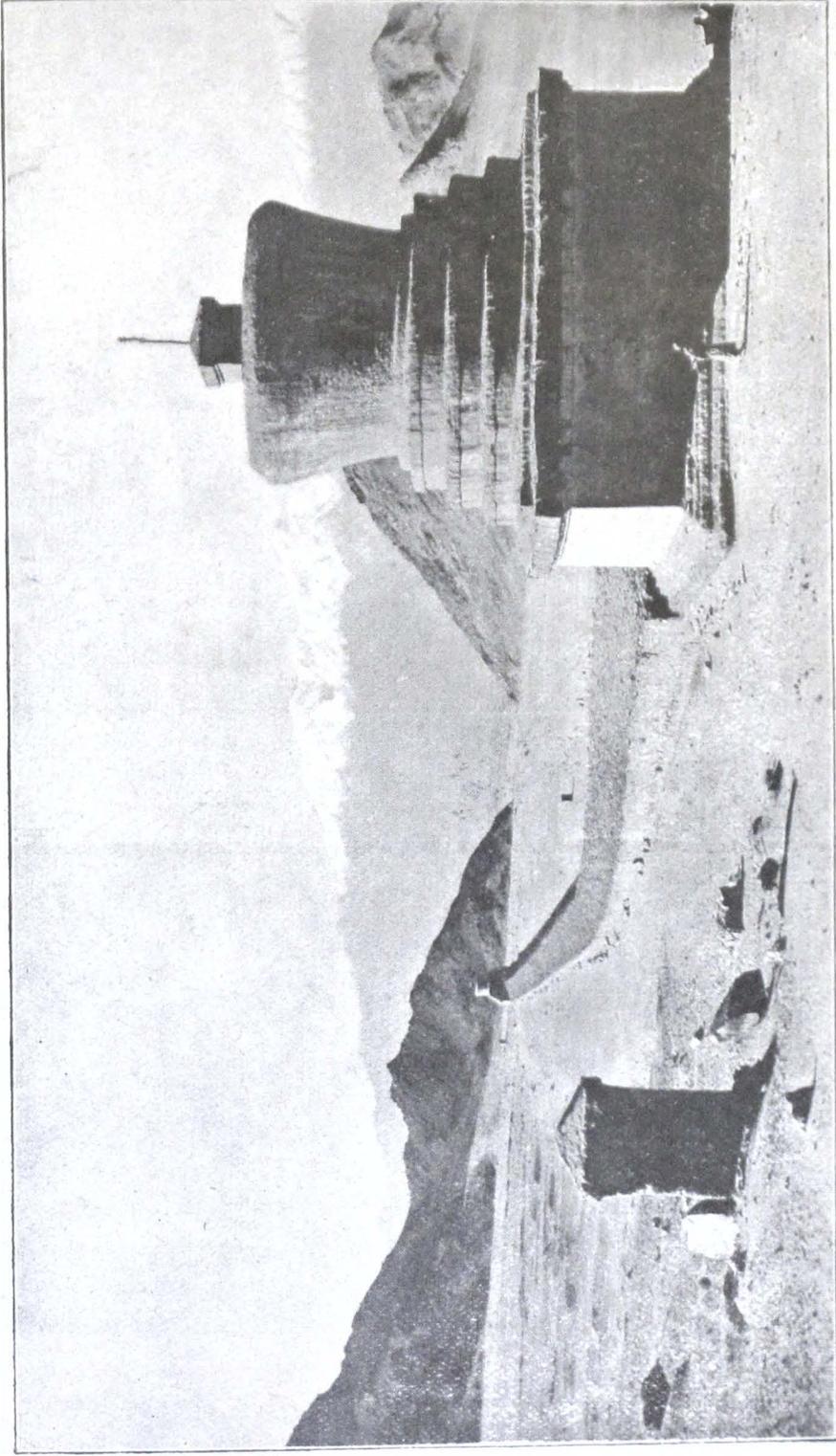
Gewisse verdienstliche Handlungen kann ja der Laie selbst auch vornehmen. Er kann sich beschwörend an die Dämonen wenden, er kann seine Gebetsmühle drehen oder sie, durch Wasserkraft getrieben, für sich beten lassen; er kann seine Gebetsmauern und Tempel umkreisen, er kann beim

Bau solcher Gebäude mithelfen, er kann endlich Wallfahrten nach heiligen Stätten unternehmen. *) Doch das alles ist verhältnismäßig wertlos und genügt keineswegs. Vor allem muß der Lama für die Gläubigen „Religion machen“. Er ist ihr Heiland, an den sie glauben, dem sie blindlings gehorchen müssen.

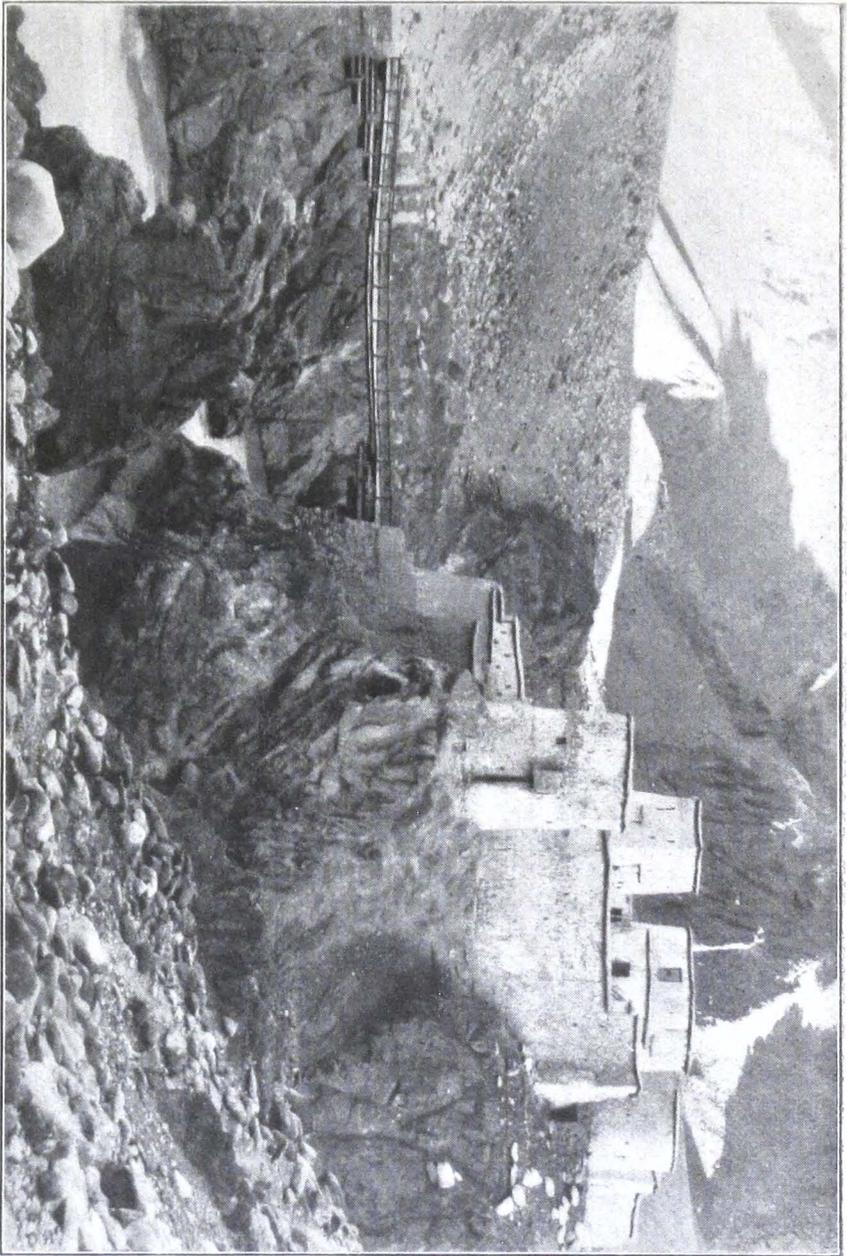
Daß der Anhänger des Buddhismus von einem so weitgehenden Abhängigkeitsgefühl dem Lama gegenüber erfüllt ist, beruht zum großen Teil auf der buddhistischen Lehre von der Sünde und der Seelenwanderung. Nicht nur die einzelne sittliche und religiöse Vergehung, sondern die Liebe zum Leben überhaupt ist Sünde. Um davon geheilt zu werden, muß die Seele nach dem Tode immer wieder in einen sterblichen Tier- oder Menschenleib zurückkehren und in jeder neuen Existenz die Früchte dessen ernten, was sie in einer früheren Existenz gesät hat. Auch was der Mensch im Einzelnen während seines irdischen Lebens tut und erduldet, Freud und Leid, seine Gesinnung und sein Charakter, auch seine Sünden, faßt der fromme Tibeter als die Wirkungen und Ergebnisse dessen auf, was er in einem frühern Dasein verfehlt oder geleistet hat.

Die Macht aber, die — Gutes und Böses abwiegend — über die jeweilige Existenz des Menschen entscheidet, ist das „Karma“. Wenn z. B. ein Jäger ein Bergschaf, einen Jack oder Steinbock erlegt und damit das erste der buddhistischen Zehn Gebote, nichts Lebendes zu töten, übertreten hat, dann wird er nach seinem Tode als eines dieser Tiere wiedergeboren. So will es das Karma. Und so geht es durch ungezählte Geburten und die verschiedensten Daseinsformen hindurch, bis endlich die Seele so geläutert ist, daß ihr die Lust am Dasein vergangen und sie würdig geworden ist, in das Nirvana einzugehen, d. h. wie ein abgebranntes Licht zu erlöschen und im Nichts sich zu verlieren. Dann hat das Karma im Nirvana sich erschöpft.

*) Die Gebetsmühle: Auf einer Spindel, die durch eine hohle Metallwalze hindurchläuft, wird ein oft mehrere Meter langer Papierstreifen aufgerollt. Auf demselben stehen lange Gebete oder in unzähligen Wiederholungen die bekannte Gebetsformel der Buddhisten „Dmanipadmehum“, die mit jeder Umdrehung als Gebete dessen, dem die Mühlen gehören, zur Gottheit aufsteigen und dem Besitzer gut geschrieben werden. — Die Gebetsmauern sind Steinwälle bis zu 700 Meter Länge, 1½ Meter Höhe und 6—8 Meter Breite. In die Steine sind Gebetsworte eingegraben. Der fromme Kontschok-Diener wird stets, im Gegensatz zu einem Muhamedaner, an einer solchen Mauer so vorübergehen, daß er den Wall zur Rechten hat und im Vorbeigehen einen Stein auf die Mauer werfen, um sie zu vergrößern. Diese Handlungen sind verdienstlich. — Es gibt auch Gebetsfahnen, die für den Gläubigen beten, dadurch daß der Wind sie bewegt.



Gebetstürme (Mani) und Gebetsmauer (Zhorrens) in der Nähe von Lesh (Himalaya)



Kloster bei Sphalarie

Die Folge dieser Anschauung ist, daß der buddhistische Tibeter kein Bewußtsein von Schuld und Verantwortlichkeit besitzt, weder im Blick auf seine Vergehungen in einer früheren Existenz, noch im Blick auf sein gegenwärtiges Leben. Allein das Karma entscheidet, welchen Wert das Gute oder Böse seiner augenblicklichen Daseinsform in der Gesamtrechnung auch seiner früheren Existenzen einnimmt.

Die Lamas aber sind die Dolmetscher jener geheimnisvollen Schicksalsprache, sie handhaben die Lehre von der Seelenwanderung und wenden sie auf den einzelnen Fall an. Sie sagen den Leuten, in welchen Leib die Seele des Gestorbenen gegangen sei und in welchen ihre eigene Seele einst eingehen werde. Sie schrecken, selbst in Aberglauben befangen, die abergläubigen Volksgenossen durch ihre grauenvollen Toten- und Dämonentänze, in denen sie die Seelenwanderungslehre mit dem niedersten Dämonenkultus verbinden; und dann wieder sind sie geriebene Lehrmeister in der Kunst: „Mücken zu seihen und Kameele zu verschlucken“. Sie lehren einerseits die Gebote Buddhas dem Buchstaben nach zu halten und andererseits die Annehmlichkeiten der Übertretung zu genießen und andere genießen zu lassen. Um z. B. nichts Lebendes auch nur unwissentlich zu töten, gehen sie an langen eisernen Stäben mit losen Ringen, deren Klirren alle Tiere vom Wege verschrecken soll, damit sie nicht zertreten werden. Und doch verspeisen dieselben Lamas bei einem Mahle mit Gemütsruhe ein Stück Hammelfleisch nach dem andern, denn sie und die schmausenden Genossen hätten doch das Tier nicht selbst getötet. So bleiben sie trotz des Fleischgenusses davor bewahrt, einst das armselige Los des Schafes zu durchleben.

Auf solche Weise wird die Volksseele zwischen Todesfurcht und leichterer Oberflächlichkeit hin und her gezerrt, und die Folge ist, daß fürs Gewöhnliche eine träge, geistige Stumpfheit das religiöse Leben des buddhistischen Tibeters kennzeichnet.

Da gehört denn in der That viel Liebe dazu, um in der Arbeit an einem solchen Volke nicht zu ermüden. Und solche Liebe, die alles glaubt und duldet und niemals verzagt, kann sich ein Missionar nicht selbst schenken; sie muß ihm von Oben gegeben werden.



V. Die Missionsarbeit



I. Der Gesamteindruck

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Arbeit, die Heydes über 40 Jahre in Khyelang und von Khyelang aus getan haben, in zeitlicher Reihenfolge darzustellen. Das würde den Leser ermüden. Pfl egte doch auch Mutter Heyde auf die Frage, was sie im Himalaya getan hätte, stets die Antwort zu geben: „Oh, nichts Besonderes, nichts Außergewöhnliches, immer wieder dasselbe.“

Stellen wir statt dessen an den Anfang dieses Abschnittes eine Schilderung von der Persönlichkeit des 70 jährigen Mannes und seiner Gattin, die aus der Feder von Missionar Schnabel stammt, des Letzten unter den vielen Mitarbeitern, die Heydes in Khyelang hatten kommen und gehen sehen:

„Der 4. Oktober 1895 — so schreibt Schnabel — war der Tag unserer Ankunft in Khyelang. Vom ersten Tage ab entspann sich ein schönes, fast möchte ich sagen ein ideales Verhältnis zwischen dem altherwürdigen Streiterpaar und uns, den Neuangekommenen. Nur einmal gab es so etwas wie einen kleinen Mißklang zwischen Vater Heyde und mir. Als ich einst mein Reitpferd vor dem Missionshaus nicht gut genug angebunden hatte, fraß es die schönsten weißen und gelben Rosen an der Gartenhecke ab; zum großen Schmerz meines Amtsgenossen, der ein eifriger Botaniker und Blumenliebhaber war (eine von Heyde entdeckte Himalayahprimel führt übrigens seinen Namen). Beide, Bruder Heyde und seine Frau, dienten uns als Vorbilder treuer Pflichterfüllung. Und was konnten wir nicht alles von ihnen lernen; ich von ihm, dem Pionier auf diesem Arbeitsfelde, und meine Frau von ihr, der liebevollen, freundlichen, stets hilfsbereiten Haus- und Missionsmutter. Welch reicher Schatz von Erfahrungen und mancherlei Erlebnissen hatte sich bei beiden nach so viel Dienstjahren angesammelt!

Worüber man sich am meisten wundern mußte, das war die fast jugendliche Art des Empfindens und die Geistesfrische, die sie sich trotz der Einsamkeit und einer jährlich wiederkehrenden 4—5 monatlichen Abgeschlossenheit von aller Welt bewahrt hatten.*) Dazu haben sie nie einen Europaurlaub genommen, und nur zweimal waren sie gemeinsam in Simla und Nordindien zur Erholung! Durch fortgesetztes gemeinsames Studium einer ausgesucht guten Literatur, durch das Lesen des „Bombay Guardian“ und anderer religiöser und politischer Blätter, auch durch illustrierte Zeitungen, die ihnen von guten Freunden zugeschickt wurden, erhielten sich die beiden auf geistiger Höhe. Den größten Teil des Lese- stoffs steckte Mutter Heyde freilich im Sommer fürsorglich beiseite und stapelte ihn auf bis zu den langen Winterabenden. Da sah man dann die lieben Alten bei trautem Lampenschein, wie sie einander vorlasen; und oft genug erklang des Vaters „go on“ (immer vorwärts), wenn bei schwieriger Lektüre das rechte Verständnis einer Stelle sich nicht gleich einstellen wollte. —

Kunst-, Möbel- und Luxusgegenstände suchte man vergeblich in ihren Wohnräumen; alles war schlicht und einfach, aber peinlich sauber. So auch die Kleidung, die von Eingeborenen ganz nett aus einheimischen, ungefärbten Wollstoffen in Schwarz, Braun oder Grau angefertigt war. Wie stark diese Einfachheit von dem Luxus so manchen Missionshauses in der Ebene Indiens ab! Und wie einfach waren diese Leute auch im Verkehr mit andern Europäern! Niemals drängten sie einem ihre Meinung, ihr reiches Wissen auf geistigem, religiösem und praktischem Gebiete auf. Wenn aber jemand fragte und sich für eine Sache interessierte, dann teilten sie ihm frei und ungezwungen aus ihrer gemeinsamen Fülle mit.

War es daher ein Wunder, wenn so mancher sich zu ihnen hingezogen fühlte; nicht nur die eigentlichen Freunde der Mission, sondern zahlreiche Vertreter aus den Beamten-, Offiziers- und Gelehrtenkreisen? Besonders jüngere und unerfahrene Personen hatten es gern mit dem alten Missionspaar zu tun, denn wie konnten sie noch jung sein mit der Jugend! Noch sehe ich z. B., wie begeistert der 70jährige Vater Heyde auf meinen Vorschlag einging, für die Dorfjugend eine Turnschule einzurichten. Reck, Barren, Sprungbrett und Stäbe konnten nicht schnell genug fertiggestellt werden, und oft schaute er dem muntern Treiben auf dem Turnplatze zu, die Kinder mit allerhand Preisen anfeuernd.

*) Von November bis Mai sind nämlich die Pässe verschneit und unzugänglich und darun- das Thal von allem Verkehr mit der Umwelt abgeschlossen.

Viele Reisende haben es mir bezeugt, daß der Besuch im Khyelanger Missionshaus für sie reichen Gewinn und Genuß bedeutete; und unsere Mission hat nicht wenig Gaben erhalten mit dem Vermerk: „for Heydes sake“ oder „for Heydes work“. Ihr Ruf und Einfluß reichte in der That weit über die Grenzen ihres Wirkungskreises hinaus. Dieser erstaunliche Einfluß war das erste, was einem entgegentrat, wenn man nach dem Norden Indiens und in die Bergwelt der Himalayas kam. Wurde im Gespräch Bezug auf Heydes genommen, dann hieß es bald: „Das sind wunderbare Leute!“ Und mehr als ein Fall ist uns bekannt, wo hohe und höchste Offiziere und Regierungsbeamte ihr Jagdvergnügen deshalb unterbrachen oder kürzten, um die Bekanntschaft mit Heydes zu machen. Ein Engländer sagte im Blick auf den Veteran unserer Tibet-Mission: „He was a giant and wielded a giants influence“ (er war ein Riese und hatte den Einfluß eines Riesen); und ein anderer meinte, als er nach dem Aussehen Bruder Heydes gefragt wurde: „Well, he looks just like 'Old Father Christmas', and he is the jolliest old man I've ever seen“ (nun, er sieht grad so aus, wie der Weihnachtsmann und ist der fröhlichste alte Mann, den ich je gesehen habe). — Ja, wer kannte ihn nicht, den Khyelanger Padre Sahib mit dem langen weißen Bart und Haar, dem sonnigen Temperament und der strammen Haltung, den Blick kühn nach oben gerichtet, mit Mienen und Gang wie ein König!“

Aus dieser Schilderung ist zu ersehen, daß die langjährige Arbeit in der weltabgeschlossenen Hochgebirgswelt die Heydes nicht stumpf gemacht, sondern geistig frisch erhalten hat. Diese Tatsache ist um so bemerkenswerter, als der äußere Erfolg der Arbeit, d. h. die Zahl der getauften Christen verhältnismäßig gering geblieben ist. Doch davon später.

2. Auf Predigtreisen

Wie jeder Missionar, so hat auch Heyde mit seiner Frau als Evangelist und Seelsorger, als Arzt und Erzieher, als Menschenfreund und Kulturträger unter dem Volke gewirkt, zu dem er gesendet war. —

In den zwei ersten Jahrzehnten seiner Tätigkeit ist er viel und weit umhergereist, um in Dörfern und Städten, auf Marktplätzen, an Wallfahrtsorten und in Nomadenlagern das Evangelium zu verkünden. Mehrfach drangen Regierungsbeamte und Forschungsreisende in ihn, sie als Führer und Dolmetscher zu begleiten. Solche Anträge, so verlockend sie waren, lehnte Heyde stets ab. Dagegen unternahm er auch im höheren Alter immer noch gern seine jährlichen Evangelisationsreisen. Einmal blieb er sogar (1882 auf 1883) 10 Monate unterwegs, als er in seinem 58. Lebensjahre die Gründung der Missionsstation in Leh vor-

bereitete. — Diese Reisen in der Hochgebirgswelt waren nicht immer ungefährlich, und mehrfach erfuhr Heyde wunderbare Lebensbewahrungen. Einmal rollte eine Lawine dicht neben ihm zu Tal, ein andermal geriet er bei 7000 m Höhe mit seinen Begleitern in den Schneesturm und verirrte sich. Wie durch ein Wunder kam die der Erschöpfung nahe Gesellschaft wieder auf den rechten Weg und unter Schutz. Bei einem Flußübergang riß ihm einst die Strömung das Pferd unter dem Leibe weg, und er selbst wurde eine weite Strecke flussabwärts gespült, bis er schon halb bewußtlos eine Uferwurzel erreichen konnte. Und wieder bei einer andern Gelegenheit scheute das Pferd kurz, bevor er es besteigen wollte, und stürzte in den Abgrund. —

Der allbeherrschende Gegenstand seiner Predigten war die Veröhnung durch Christi Tod, die er immer und immer wieder der budhistischen Gesellichkeit und Vollkommenheitslehre gegenüberstellte.

„Gott ward Mensch und ist gestorben,
Menschenherz, für dich, des freue dich
Ewiglich.“

Diese Glaubenswahrheit betrachtete Missionar Heyde als das Fundament seines Lebens, aus ihr schöpfte sein kindlicher, einfältiger Glaube wie aus einer nie versiegenden Quelle.

3. Der Übersetzer, Schriftsteller und Buchdrucker

Hand in Hand mit der Wortverkündigung ging die Schriftenverteilung. Keine Reise wurde angetreten, ohne daß sich der Missionar mit Bibelteilen und Traktaten versah. Diese aber mußten zuvor übersetzt und gedruckt sein. —

Der große und bahnbrechende Sprachforscher und Gelehrte in der tibetischen Mission ist Dr. Jäschke. Aber auch Heyde hat sich mit hingebendem Fleiß und der ihm eigenen Zähigkeit den Sprachstudien hingegen. Immer wieder vertiefte er sich in die alten heiligen Bücher der Tibeter, so in den Kanghur, das Hauptwerk ihrer Literatur mit seinen 108 Bänden. Wandernde Lamas, die ihn bei solcher Lektüre antrafen, konnten da wohl gelegentlich der Meinung sein, als wolle der weiße Sahib sich zu ihrer Religion bekehren; doch wurden sie bald eines bessern belehrt. Unermüdllich schmiedete sich Heyde dadurch, daß er in den Geist der tibetischen Sprache einzudringen suchte, die Waffen, um den Evangelium zum Sieg zu verhelfen.

Er war wohl der erste, der mit Nachdruck die Notwendigkeit betonte, die christlichen Wahrheiten nicht nur in das klassische Tibetisch (die Gelehrtensprache) zu übersetzen, wie Jäschke es getan, sondern auch

in die Umgangssprache des gemeinen Volkes. Mit Energie suchte er den Lahouler Dialekt, das sog. „Bunan“, zu erforschen und für die Sache des Evangeliums zu verwerten. So sammelte und veröffentlichte er die buddhistischen Wallfahrtsgebete in der Bunansprache und übersetzte in dieselbe eine Reihe der wichtigsten Bibelsprüche. Auch richtete er frühzeitig sein Augenmerk auf hoffnungsvolle, junge Tibeter — seien es Söhne christlicher Eltern, seien es solche, die selbst erst zum Christentum übertraten — und bemühte sich eifrig, sie zu Evangelisten und Missionsgehilfen heranzuziehen. Und nicht umsonst! Welch wertvolle Hilfe hat z. B. Zodpa, der doch ganz und gar aus Heydes Schule hervorgegangen ist, den Missionaren bei ihren Übersetzungsarbeiten geleistet, besonders da, wo es sich um die Übersetzung der Bibel in die Volkssprache handelte! Und in wie gesegneter Arbeit stehen noch heute Männer wie Jamsga Puntfog, Tschompel (der einstige Lama von Traskhilumpo) und Dewazung! —

In der Bibliographie der Himalayamission der Brüdergemeine von Francke wird Heyde u. a. genannt als der Übersetzer von Beck's Glaubenslehre,*) mit sämtlichen Spruchstellen voll angeführt (564 Seiten), und eines tibetischen Gesangbuchs (Übersetzung deutscher und englischer Kirchenlieder). Ferner als der Herausgeber der von Missionar Kedslob übersetzten 5 Bücher Mose mit Hinzübersetzung der fehlenden Stücke, als der Revisor des tibetanisch-englischen Wörterbuchs (im Auftrag der indischen Regierung), sowie des Neuen Testaments (im Auftrag der britischen Bibelgesellschaft). Endlich wird er genannt als der Verfasser einer Reihe von Lehrbüchern für die Christenschule (Geographie, Astronomie, Rechenbücher, Erklärung des Kalenders, Sonntags-schulthemen, Sprichwörter, biblische Geschichten) und von Traktaten für die Heiden („Wie die Tat, so der Lohn.“ „Das Gleichnis von den zwei Häusern.“ „Das Gleichnis von dem Seil.“ „Wer ist Jesus?“ „Über Erschaffung der Menschen und Engel.“ „Die wahre Inkarnation Gottes.“ „Die zehn Gebote.“ „Erschaffung der Welt.“ „Sünde und Gesetz.“ „Die Religion Jesu.“ „Wie Gott sich der Menschen erbarmte.“ „Wie die erste Sünde getan wurde.“).

Zum Übersetzen und Schriftstellern kam das Drucken: Heyde hatte selbst in Simla die lithographische Presse für Khyelang gekauft und dort einen Winter hindurch das lithographische Verfahren erlernt. Außerdem wurde er und besonders seine Frau je länger je mehr zu Meistern in der tibetanischen Schönschreibekunst. Schon Jäschke stellte fest, daß er in Schwester Heyde den tibetischen Kaligraphen entdeckt habe. So sind denn Tausende und aber Tausende von Seiten von den fleißigen Händen der

*) Tobias Beck, Professor der Theologie in Tübingen.

beiden in schönster tibetischer Druckschrift geschrieben und auf der Khyelang'scher Presse vervielfältigt worden.*)

4. Seelsorger und Arzt

Wie das Evangelium von Khyelang aus in die Heidenwelt getragen wurde, so kamen auch umgekehrt die Heiden vielfach nach Khyelang. Mit Vorbedacht war nämlich grade dort eine Missionsstation angelegt worden, weil dieser Ort in der Mitte der Provinz Lahoul und an der Handelsstraße liegt, die von Leh aus in die Ebene Nordindiens führt. Auch führt der Weg zu dem nur zwei Tagereisen entfernten, weitberühmten Wallfahrtsort Nepag (Triloknath) an Khyelang vorbei.

Kaum haben sich daher im Frühjahr die Schneepässe geöffnet, so erscheinen auch schon die ersten Trupps der Wallfahrer oder Händler im Thal, und die meisten von ihnen statten dem Missionshaus einen Besuch ab, zunächst gewöhnlich aus Neugierde, denn sie möchten etwas sehen; niemals aber verlassen sie das Haus, ohne irgendwie mit dem Geist Gottes in Berührung gekommen zu sein. — Schnabel schreibt darüber: „Es war uns immer eine besondere Freude, zu beobachten, mit welchem Feuer der Liebe unsere hochbetagten Mitkämpfer sich bei solchen Gelegenheiten an die eigentliche Missionsarbeit machten. Oftmals führten beide zusammen die Besuchenden durch Haus und Hof. Bald stand die ganze Gesellschaft im Druckraum, bald in der Bibliothek; und was lag dann näher, als um „Tschos“, d. h. um Religion zu bitten, bezw. sie anzubieten. Werden doch Religion und Buch im Tibetischen mit demselben Wort bezeichnet und sind verwandte Begriffe. — Dann streifte der Trupp durch die Wohnräume der Missionare, bald diesen, bald jenen Gegenstand bewundernd. Zuletzt waren sie, alte und junge, Lamas, Laien, Frauen und Mädchen, im Kirchensaal angelangt. Was aber gab es hier zu sehen? Doch nur einen Tisch mit Rednerpult, beides mit grünem Tuch überzogen, dann ein paar Leuchter und eine Anzahl leere Bänke im Saal und an den weißgetünchten Wänden entlang! Doch nein, in einer der vier Ecken stand noch etwas Unbekanntes, der Untersuchung Wertes. Und schon sitzt Mutter Heyde hinter dem Harmonium und spielt ihre Arien und Choräle. Die erste Wirkung dieser geheimnisvollen Klänge kann überraschend sein. So kam es vor, daß einer, der von dieser „Musikfiste“ — so nennt das Volk dort das Harmonium — noch nichts gehört hatte, sich beim ersten Ton auf den Boden warf, um von unten zu schauen, ob jemand darinnen stecke.

*) Siehe die Druckprobe am Schluß.

Inzwischen ist Bruder Heyde ins Nebenzimmer geeilt, und im Nu steht er wieder mit einer großen Rolle prächtiger Bilder in der Mitte seiner besuchenden Tibeterschar. Er beginnt mit dem Gleichnis von den zwei Häusern (Matth. 7, 24 ff.). Zunächst machen sie noch ihre Bemerkungen wie große Kinder über allerhand Außerlichkeiten, über das schöne Kleid des Mannes auf dem Bilde, oder über seinen großen Bart oder sein feines Haus. Bald aber ist's stille geworden. Die Schar lauscht andächtig der Erzählung und zollt Beifall. Einem oder dem andern wird es klar: „Halt, das geht mich persönlich an.“ Von Christo, dem Grund- und Eckstein, ist hier die Rede, und nur der ist wirklich weise, der auf diesem Felsen baut. Und alles andere Bauen, Schaffen, Verdienste ansammeln und Religion machen, das sie ihren Lamas überlassen, ist nur ein Bauen auf Sand, das im Wetter der Not, Heimsuchung und Trübsal elend zusammenbricht. — Noch andere Bilder werden gezeigt. So z. B. das vom guten Hirten. Wird nicht eins oder das andere der so freundlich lockenden Hirtenstimme Gehör schenken? Wird nicht Gott, der das Gedeihen gibt, die stillen Seufzer der Gattin, die im Herzen betend den Worten ihres Mannes bis zuletzt gefolgt ist, hören und erhören? Sicherlich, er wird es tun, wenn seine Stunde dazu gekommen ist.“

So oder ähnlich arbeiteten die beiden zusammen, wenn Gott ihnen die Gelegenheit bot, und wurden nicht müde, Saat auf Hoffnung auszustreuen. —

Fast noch wichtiger als die öffentliche Predigt und Schriftenverteilung war dem erfahrenen Missionar das Gespräch unter vier Augen. Diese persönlichste Art des Verkehrs liebte er am meisten und übte sie allerorts, früh und spät, wo sich ihm nur eine Gelegenheit dazu bot. So suchte er den alten Lama auf, der in seiner Einsiedlerhöhle sich versteckte wie ein Fuchs in seinem Bau; so ließ er sich unterwegs mit dem unbekanntem Wanderer in ein Gespräch ein, um an sein Herz zu kommen; so „sprach“ er regelmäßig von Zeit zu Zeit wie ein treubeforgter Vater mit jedem einzelnen Mitglied seines Gemeinleins; so stand er aber auch für jedermann zur Verfügung, der seinen Rat und Hilfe begehrte. Und das geschah sehr häufig, von nah und fern kamen sie, Christen und Heiden, und brachten ihre oft merkwürdigen Anliegen vertrauensvoll vor ihn.

Nur ein Beispiel statt vieler, um die Art und Weise zu beleuchten, in der Vater Heyde mit seinen Tibetanern umging: kam da eines Tages ein Fremdling zum Kjelanger Padre Sahib mit der Bitte, ob er ihm 80 Rupis (108. — Mark in Friedenszeiten) borgen wolle. „Wozu brauchst du das Geld?“ „Nun, ich benötige es, und zwar bald“, lautete die Antwort. „So — aber ich kenne dich nicht, würdest du einem Stockfremden so ohne Weiteres eine solch hohe Summe leihen?“ — „Nein

— und ja!“ — „Das würdest du nicht tun. Auch ich werde es nicht tun, solange du mir fraglich erscheinst“, erwiderte der Sahib. Verlegen, nicht recht wissend, was er antworten solle, greift da der Tibeter in die innern Falten des Gewandes und bringt ein Päckchen zum Vorschein mit dem Bemerkten: „Bitte gib mir das Geld, und nimm das dafür.“ — „Ja, was soll ich mit dem Päckchen, und was ist darinnen?“ — „Saphire!“ — „Wie, Saphire? Die werden wohl nicht echt sein, mein Geld ist mir lieber“, antwortete Vater Heyde. „Ich habe aber die Steine als echt erworben, sie sind hier in den Bergen gefunden worden“, spricht der Tibeter. „Bitte, Sahib, behalte die Steine und gib mir das Geld.“ Endlich läßt sich Bruder Heyde erweichen und gibt dem Fremden die 80 Rupis.

Mit dem Edelsteinpäckchen konnte er nun eigentlich tun, was er wollte. Aber er verwahrte es sorgfältig in der Meinung, die Steine könnten wirklich echt sein und der Tibeter könnte wieder kommen. Wochen und Monate vergehen, ohne daß sich jemand zeigt. Doch siehe, eines Tages erscheint der Tibeter ganz unerwartet wieder in Heydes Studierstube: „Hast du noch mein Päckchen?“ so lautet die erste Frage. „Hast du noch mein Geld?“ so ertönte prompt die Gegenfrage. „Ja, das habe ich.“ Und darauf holte der Sahib das wohlverwahrte Päckchen hervor und gibt's dem Fremden zurück. Dieser ist übergelüchlich, daß der Sahib die Steine nicht verkauft hat, denn sie waren wirklich echt. Der Tibeter reiste bald darauf nach Delhi, verkaufte die Saphire und kehrte als reicher Mann zurück. — So und ähnlich begegneten sich gar oft das Vertrauen der Eingeborenen mit der Uneigennützigkeit des Missionars; und jedesmal leuchtete dann etwas von der Herrlichkeit des Reiches Gottes in jener stillen Bergwelt auf.

Nichts wäre übrigens verkehrter, als wenn jemand aus obiger Begebenheit den Schluß ziehen wollte, Missionar Heyde sei ein leicht zu überredender, gutmütiger Mann gewesen. Er hatte vielmehr einen sehr festen Willen, neigte in seiner Jugend zum Jähzorn und bekannte, daß er in den ersten Zeiten seines Amtes oft zu tatkräftig, herb und streng gewesen wäre und dadurch gelegentlich bei seinen lieben Kollegen Anstoß gegeben habe. — Und wenn auch im Alter sein Charakter und Wesen weit mehr zur Milde neigte und ein bestimmtes „Nein“ nicht mehr leicht über seine Lippen zu kommen schien, so wußte er dennoch zu gegebener Zeit fest und entschieden aufzutreten.

So hatte sich einst ein junger Mann aus dem Mantshat-Thal den Arm von oben bis unten verbrüht, sodas die Haut in Fetzen herabhing. Wie Unzählige eilte er alsbald zum Khyelang Sahib, um Hilfe und Medizin zu erbitten. Da dieser ähnliche Fälle schon mit gutem Erfolg behandelt hatte, wußte er sofort, was zu tun war. Und als der Arm des

jungen Freundes gut verbunden in der Binde lag, wurde ihm gesagt, er solle in drei Tagen wieder kommen. Der Patient erschien jedoch nicht. Vater Heyde schöpfte Verdacht, und erst nach zehn Tagen stellte sich der junge Mantschater ein, um weitere Medizin bittend. „Warum bist du nicht eher gekommen?“ — „Ich hatte dringende Geschäfte.“ „So, dann zeig einmal deinen Arm!“ Der Kyelang Sahib hilft ihm beim Abwickeln der Binde, und siehe da — ein dicker geschwollener, furchtbar aussehender Arm kommt zum Vorschein. „Das ist eine schöne Bescherung, lieber Freund, was ist hier geschehen? Diesen Breiaufstrich habe ich nicht gemacht und die Birkenrinde habe ich auch nicht aufgelegt. Gestehe es nur, die Medizin-Lamas haben deinen Arm in Kur gehabt und ihren Hofus-Pokus vorgenommen. Und jetzt, wo sich die Herren vom roten Kollegium keinen Rat mehr wissen, kommst du wieder zu uns. Geh nur und bleib bei deinen Lamas! Ich mag jetzt mit deinem Arm nichts mehr zu tun haben.“ — So wurde der junge Mann abgewiesen und ganz mit Recht; denn es war im ganzen Lande bekannt, daß es beim Kyelang-Sahib nur ein Entweder — Oder gibt, entweder eine Behandlung durch den Missionar oder durch die Lamas. Der Patient verlegte sich nun aufs Bitten und machte allerlei Versprechungen. Alles umsonst, er mußte gehen. Aber er kam wieder, nicht nur einmal, sondern sechsmal. Dann erst nahm sich Bruder Heyde seiner wieder an; und der Arm heilte, wenn auch langsam, da die Lamas mit ihrer Heilkunst den Heilungsprozeß schwer gestört hatten. — Dieser Grundsatz, die Hilfe suchende Hand zurückzuweisen, sobald ein Eingreifen der Rot-Röcke festgestellt wurde, konnte im einzelnen Fall wohl hart erscheinen. Er war aber vom Standpunkt des Arztes und des Missionars aus richtig und zeitigte auch je länger je mehr seine Frucht. Die Menge des Volkes suchte Rat und Hilfe bei Erfüllung ihrer verschiedensten Wünsche nicht mehr bei den heidnischen Zauberdoktoren, sondern meistens im Missionshaus zu Kyelang.

Heyde war ohne Frage ein für das praktische Leben besonders begabter vielseitiger Mensch. Und wenn man eine Liste zusammenstellen wollte von Dingen, die er angefertigt hatte, oder die durch seine Hand gegangen waren, so würde sie recht bunt ausfallen; u. a. würde darauf zu finden sein: Eine Sonnenuhr aus Stein gemeißelt, ein Globus aus Zinkblech, Kinderspielzeug, Konservenbüchsen und Gießkannen, überhaupt Klempner- und Schreinerarbeiten, sowie bautechnische Anlagen der verschiedensten Art; ferner selbstgegossene Lichter, selbstgemachte Würste, selbstgebundene Bücher, selbstentworfenen Wandkarten und Meßtischplatten, auch metereologische und astronomische Tabellen und dergl. mehr. — So war es kein Wunder, daß man glaubte, beim Padre Sahib alles bekommen zu können: Bücher, Fibern, Handwerkszeug, Saatkartoffeln, Stecklinge und Hammelfleisch, Strümpfe, Mützen, Handschuhe, Arznei

für Mensch und Vieh, und nicht zuletzt Ratschläge für alle möglichen und unmöglichen Fälle. Der Eine hatte zu viel Kinder, der andere zu wenig oder gar keine. Einem Dritten war die Frau weggelaufen, ein Vierter lebte in Streit mit seinen Kindern, ein Fünfter wollte eine Eingabe an die Regierung ausgefertigt haben. Ein Sechster suchte Arbeit und einem Siebenten sollte der Zahn gezogen werden. Wie viel Gelegenheit gab es da, durch all die äußern Angelegenheiten hindurch auf das Innere zu sprechen zu kommen und Arbeit an den Seelen zu tun.

Oft genug mußte auch die Frau einspringen, wenn der Mann auf Reisen war. So kam einst eine Mutter mit ihrem Bublein, dem ein Jack den Leib aufgerissen hatte. Es war kein Missionsarzt da und kein ärztliches Instrument. Und doch sollte geholfen werden. So schickte Mutter Heyde einen Gebetsseufzer zum Herrn, griff dann zu gewöhnlichem Zwirn und Nadel, und nähte die klaffende Wunde zu. Statt der Markose bekam der kleine Patient eine getrocknete Aprikose in den Mund, damit er nicht schreien sollte. Die Wunde heilte übrigens unter Gottes Segen aufs schönste, und noch lange eilte der Junge, wenn Mutter Heyde einmal durch sein Dorf kam, auf sie zu, hob sein Köcklein auf und zeigte die gut verheilte Narbe. —

Noch ein anderes ergreifendes Beispiel, das manchen Zweifler auch hier in Europa zum Nachdenken veranlassen könnte: Als einst der Rinderpest die meisten Kühe im Thal zum Opfer fielen, kam Dana, eine arme Christin, zu Mutter Heyde mit der einfältigen Bitte, sie möchte doch darum beten, daß ihre einzige Kuh am Leben bliebe. Danas Kuh stand im Stall der Missionsfarm. Heydes hatten sich nun bereits vorgenommen, nicht darum zu beten, daß das Vieh der Mission von der Krankheit verschont bleibe. Sie wollten mit dem ihnen ans Herz gewachsenen Volk in Freud und Leid das gleiche Los teilen. Nun aber wurde ihnen so zu Mute, daß sie freudig gerade für das Anliegen der Dana beten sollten, damit der Glaube jener einfältigen Christin nicht beschämt würde. Und siehe da — sämtliche Kühe der Missionsfarm wurden hinweggerafft, nur Danas Kuh in der Ecke des Missionsstalles blieb am Leben und gab während der ganzen Zeit gute Milch, die den Kindern der armen Mutter zugute kam.

5. Musterfarm und Strickschule

Auf zwei Dinge müssen wir noch besonders eingehen, wenn wir der Tätigkeit der beiden Heydes in Khyelang gedenken: auf die von Vater Heyde gegründete, landwirtschaftliche Musterfarm, und auf die von Mutter Heyde ins Leben gerufene Strickschule.

Durch Anlegung einer Musterfarm mit Viehwirtschaft hat sich Heyde ein bedeutendes Verdienst erworben, nicht nur bei der tibetischen Christengemeine, sondern auch bei der Regierung des Landes und dem ganzen Volk. Das großzügig angelegte und durchgeführte Unternehmen wollte er ebenso wie die Wortverkündigung als Missionsarbeit gerechnet wissen. Und das wird sehr wohl verständlich, wenn man sich die Gedanken vergegenwärtigt, die ihn bei jener Arbeit leiteten.

Er sagte: „Der Tibeter neigt dazu, das Christentum als eine Art von Buddhismus anzusehen, die auch nur aus religiösen Lehren und Übungen zusammengesetzt ist, dem wirklichen Leben aber fremd gegenübersteht. Darum muß das Christentum den Tibetern vor gelebt werden. Und zwar nicht nur durch den persönlich tadellosen Wandel des Missionars, sondern durch eine das ganze Leben schöpferisch befruchtende Tätigkeit. So sollen auch die dort landesüblichen Erwerbszweige der Acker- und Weidewirtschaft den christlichen Geist als eine göttliche Lebensmacht erfahren, die segnend und heiligend wirkt.“

Die aus solchen Erwägungen heraus gegründete Musterfarm zu Khyelang kam zu allererst den Heidenchristen zugute, die durch ihren Religionswechsel Kaste, Hab und Gut verloren hatten. Sie erhielten auf Neue Arbeit, Wohnung und Nahrung; zugleich aber auch praktische Anleitung, wie man Arbeit und Gebet in der rechten Weise miteinander vereinigt. — Weiterhin war dieser Betrieb von Bedeutung für das ganze Volk; denn auch Heiden wurden in die Arbeit eingestellt und kamen so auf natürliche und nutzbringende Weise mit der Mission in Berührung. Die landwirtschaftliche Arbeit der Christen sollte eben eine Tatpredigt sein gegen die Trägheit, die Torheit und vor allem den Aberglauben des Volkes, der von den Lamas planmäßig unterhalten wurde. Die tibetische Geistlichkeit war es, die einen vernünftigen landwirtschaftlichen Betrieb oft nicht aufkommen ließ. Sie bestimmte z. B. den Zeitpunkt der Aussaat und der Ernte aus ihren heiligen Büchern. Bevor ihr Kollegium nicht „Religion gemacht“, d. h. die vorgeschriebenen geistlichen Lesestücke gemeinschaftlich heruntergemurmelt hatte, durfte die Feldbestellung nicht vorgenommen werden, und wenn die Saaten anfangen zu grünen, so zogen die Dörfler Groß und Klein unter Anführung der Mönche mit den 108 Bänden ihres heiligen Buches, des Kanghur, über die Felder dahin, um allen schädlichen Geistereinfluß abzuwehren und eine gute Ernte sich zu sichern. Wie heilsam mußte demgegenüber der Anschauungsunterricht einer christlich geleiteten Musterfarm sein!

Die Schwierigkeiten bei der Ausführung des Unternehmens waren freilich groß. Das oft zu steile Gelände, das die Regierung zur Verfügung gestellt hatte, mußte stufenweise behandelt und waghericht gemacht werden. Und der wasserarme Boden bedurfte einer künstlichen Be-

riefelung. Zu diesem Zweck aber mußte eine 15 Kilometer lange, Lawinen- und Schlammstrom-sichere Wasserleitung angelegt, d. h. mit den einfachsten Mitteln in stetem Kampf einer unwirtlichen Gletscherwelt abgerungen werden. Die Quelle der Wasserleitung lag nämlich im Gletscher. Die Lamas hatten zunächst ihren Spott, als sie diese Arbeiten sahen. Doch bald schwiegen sie, denn sie mußten es erleben, daß die Missionsfelder ohne die üblichen Zaubermittel eine so viel bessere Ernte lieferten als die ihrigen; ja, daß viele ihrer Pflegebefohlenen sich bei der Arbeit nicht mehr nach ihren Zeitbestimmungen und Vorschriften richteten, sondern nach dem, was in der Missionsfarm geschah.

Als letztes Ziel erstrebte Heyde eine oberhalb von Khyelang sich ausbreitende christliche Niederlassung an, indem er anfang, Teile der Farm an christliche Familien zu verpachten. Dort lag Tingsse, eines der fünf Farmhäuser in lieblicher und zugleich großartiger Umgebung. Vor dem Haus standen einige alte Schugpa-Bäume, im Hintergrund befand sich eine Wassermühle und in einigem Abstand zur Rechten das geheimnisvolle Schaschurkloster; zu den Füßen lag das Dorf und die Farm, auf allen Seiten aber erhoben sich die gewaltigen Bergesriesen. Dort in feierlicher Stille verbrachte der greise Missionar mit Vorliebe, wenn es möglich war, die Zeit seiner jährlichen Erholung. Dort wäre er am liebsten heimgegangen oder wie er zu sagen pflegte, „im Harnisch gestorben“. War es doch sein Ideal, mitten aus der Arbeit herausgerissen und in einen höheren Dienst versetzt zu werden, wie sein erster Mitstreiter Pagell (gest. in Poo 1879), oder sein langjähriger Freund und Kollege Kedslob (gest. in Leh 1891).

Wenn dann Ende November in der Missionsfarm das Erntedankfest gefeiert wurde, dann wurde die kleine Christenschar ganz eigentlich zu einer Predigerin der Güte ihres Gottes. Dann schleppten sie ihre Feld- und Gartenerzeugnisse heran: Melonen, Kürbisse, Apfel, Aprikosen, Rot- und Weißkraut, Buchweizen, Gerste, Weizen, Roggen und Kartoffeln. Das alles gedieh bei einer Höhe von über 3000 m. *)

Und es war eine Lust, dem fröhlichen Treiben zuzuschauen, denn alle wußten es: Es ist Gottes Segen, und der Erlös kommt der Mission zugute. —

Das Gegenstück zu Vater Heydes Farm war die Strickschule Mutter Heydes. Auch diese Arbeit führte die Mission mit der Bevölkerung wie

*) Roggen und Kartoffeln waren früher in Tibet eine unbekanntere Frucht und sind erst durch die Missionare im Lande eingeführt worden. Acht kleine Kartoffeln, in einer Blechbüchse verlötet, ließ Heyde einst aus Europa kommen. Sie bildeten den Grundstock zu späteren reichen Kartoffelerträgen.

von selbst zusammen. Denn von der Wolle auf dem Schaf bis zum fertigen Strumpf am Fuß stand die ganze Industrie unter Obhut und Leitung der Mission. — Im Sommer treiben die Nomaden ihre großen, oft nach Tausenden zählenden Schafherden von den Hochebenen herab. Die Schafe, die im Tal ihre Wolle lassen müssen, werden vielfach auch als Lasttiere benutzt. Sie tragen ihre zu beiden Seiten des Rückens herabhängenden Säcke ständig mit sich herum. Die bis 40 Pfund schweren Ladungen bestehen vornehmlich aus Salz oder Borax, das aus dem Innern des Gebirges in die Tiefebene gebracht wird und dort gegen Getreide und andere Lebensmittel umgetauscht wird.

In Dojam, unweit von Khyelang, ist ein großer Marktplatz, wo die Schafe geschoren und die Wolle abgewogen und verkauft wird. Dort waltete Mutter Heyde ihres Amtes, denn die Wolle von den Schafen der Missionsfarm reichte oft nicht aus, z. B. in dem Jahr, wo der Schneeleopard in den Stall eingebrochen war und 40—50 der Tiere mit einemmal zerrissen hatte. (Er hatte sich so vollgefressen, daß er faul liegen blieb und des Morgens erschlagen wurde. Noch sieht der Schreiber dieser Zeilen das mächtige Tier auf einer Bahre vor dem Missionshaus liegen.) Die gekaufte, übrigens recht gute Wolle wurde von den Frauen auf der Missionsstation gereinigt, gewaschen und eigenhändig gesponnen. Und dann setzte die Strickschule ein.

Das Stricken war, bevor die Frauen der deutschen Missionare kamen, in Tibet eine unbekannte Kunst. Und es kostete viel Mühe, eine Strickschule einzurichten. Jahre hindurch kamen trotz eifriger Einladung nur 1 oder 2 Personen, und das waren Männer. Denn alle Handarbeiten außer dem Spinnen waren ursprünglich bei den tibetischen Frauen verpönt. Lieber liefen sie mit großen Löchern in den Kleidern herum, als daß sie eine Nadel zur Hand genommen hätten.

Mutter Heydes Geduld aber machte sich schließlich bezahlt. Mit der Zeit kamen 80—90 Frauen aus sechs Dörfern in zwei Abteilungen zweimal wöchentlich während des Winters im Missionshaus zusammen und fertigten 100—120 Paar Strümpfe in jeder Woche. Diese wurden zum Besten der Mission nach Indien verkauft. Durch die bezahlte Arbeit kam Wohlstand unter die Leute, zumal da sie anfangen, auf eigene Hand zu stricken und die Strumpfwaren an Fremde zu verkaufen. So sind jetzt die Mädchen, die mit ihren Tragkörben auf dem Rücken zum Teil weite Wege zurücklegen und dabei den Strickstrumpf in der Hand haben, kein seltener Anblick, ja gehören geradezu mit in das Bild des neuen, von der Mission beeinflussten Lahoul.

Nun aber die Hauptsache, die Missionsarbeit: „Noch sehe ich Mutter Heyde vor mir,“ schreibt Frau Schnabel, „wie sie in der großen Stube des Missionshauses inmitten ihrer Frauen, Mädchen und Kinder

stand, hier eine Frage beantwortend, dort einen Rat erteilend, immer freundlich und mütterlich auf alles eingehend. An der Wand aber hängt das große bunte Bild von den fünf klugen und törichten Jungfrauen; und nun schildert sie mit eindringlichen Worten das verhängnisvolle „zu spät“. Dann wird ein passender Spruch oder Vers gelernt. Noch höre ich z. B., wie sie sich abmüht, den Strickerinnen Text und Melodie des Liedes einzuprägen: „Jesus liebt mich, das weiß ich.“ Und daß ihre Arbeit nicht vergeblich war, erfuhr ich, als wir 16 Jahre später wieder in Kjelang arbeiteten. Da erinnerten sich die Strickerinnen noch gut an jenes Lied und an manches Wort, das ihnen Mutter Heyde gesagt hatte. Auch erklärten die heidnischen Mädchen von selbst: „Ja, Jesus ist der große Helfer in aller Not. Zu ihm beten wir.““



VI. Die Familie



I. Der Eltern Mühen und Freuden

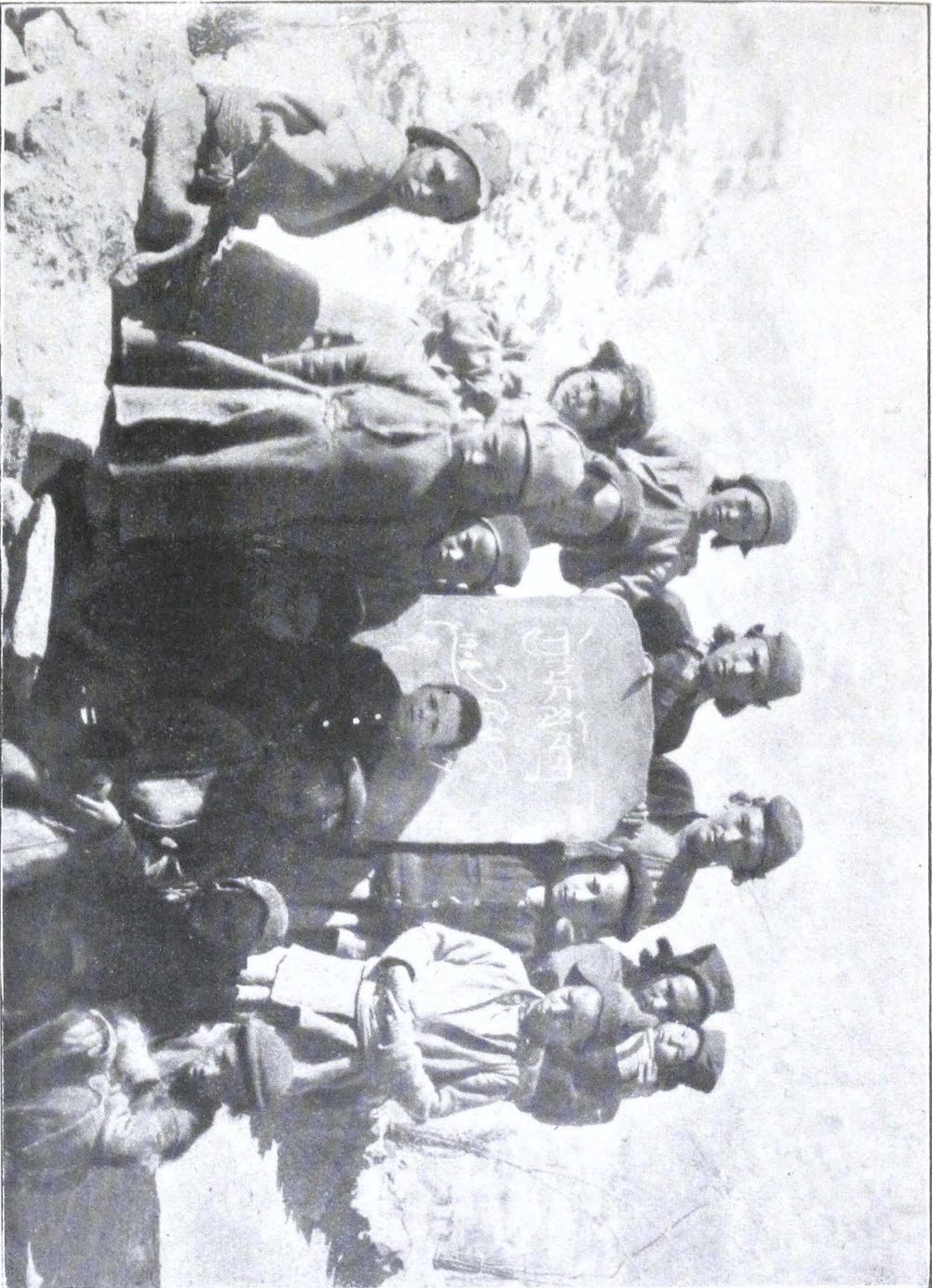
Wie stand es nun aber mit der Heydeschen Familie und mit ihrer Häuslichkeit? Wurde diese Seite des Lebens nicht dadurch verkürzt, daß das Ehepaar so ganz in der Missionsarbeit aufging? Es könnte so scheinen. Auf jeden Fall gehört die Beantwortung dieser Frage mit zu dem Lebensbild, das wir zu zeichnen haben.

Mit zwei Kindern im jugendlichsten Alter, einem Mädchen und einem Knaben, waren Heydes, wie wir bereits gehört hatten, bei ihrer Rückkehr nach Khyelang dort eingezogen. Im Lauf der nächsten zehn Jahre wurden ihnen noch 5 Kinder geboren: 3 Mädchen, von denen das eine gleich nach der Geburt entschlief (1865), und 2 Buben; unter ihnen der Schreiber dieser Zeilen. Und wenn er an diese seine früheste Jugendzeit im Elternhaus zurückdenkt, so steigt es in ihm auf wie die selige Erinnerung an ein fernes Paradies. Wir müssen sehr glücklich gewesen sein in unserer tibetischen Heimat und in dem Heim, das treue Elternliebe uns geschaffen.

Keine Mühe und Arbeit war ihnen zu viel, wenn es das Wohl der Kinder galt. Der Vater hatte z. B. die Pflichten der Hebamme und der Wochenpflegerin meist allein zu besorgen; und er tat es mit Geschick und großer Hingebung. Die Mutter hatte wohl eine tibetische Magd, die in der Küche und bei der Beaufsichtigung der Kinder mithalf. So hat die liebe alte Hanna uns gar treu auf den Armen getragen. Aber die Hauptlast lag doch immer wieder auf der Hausfrau. Fünfzehn Jahre hintereinander (1865—80) ist Mutter Heyde über ihren häuslichen Pflichten aus dem engen Khyelanger Thal nicht hinaus gekommen. Sie hatte die Kinder in den Nächten; sie nähte ihnen, und in der ersten Zeit auch dem Gatten, die Kleider, doch gab es erst seit dem Jahr 1870 eine Nähmaschine im Haus. Sie buk das Brot und kochte das Essen, sie



Die heiligen Bücher, die alljährlich zum Segenspenden um die Getreidfelder getragen werden, auf dem Rücken der Kyelanger Dorsteute, um in das 1 Stunde weite Kloster zurückgebracht zu werden



Sinfahrt auf dem Stein: Schule von Kyelang 1902, vor dem Stein: Rudolf Schnabel

war endlich auch die Lehrerin, die ihre Kinder mit Liebe und Erfolg in den Anfangsgründen unterrichtete. —

Bei alledem führte sie mit erstaunlicher Regelmäßigkeit fast bis an das Lebensende ihr Tagebuch. Dasselbe war streng sachlich gehalten und mit einer sich stets gleichbleibenden ruhigen Handschrift niedergeschrieben. Nur in den genannten 15 Jahren begegnet man einer etwas flüchtigen Schrift und ein einziges Mal auch einer halbjährigen Unterbrechung. Beides findet seine Erklärung in gelegentlichen Stößeufzern aus jener Zeit, wie z. B.: „Der Kinderlärm wird mir zu viel, ich kann nicht mehr. O Herr hilf, ich bin oft so gereizt und unzufrieden mit mir selbst!“ — Auch wurde sie damals durch ein schmerzhaftes, lang anhaltendes Reißen im Gesicht geplagt, gegen das auch „Holloways Pills and ointments“ nichts nützen wollten. Diese Pille und Salbe war nämlich das Universalmittel, das Heydes in ihrer Weltabgeschlossenheit für sich und ihre Kinder gebrauchten. Und ihnen schrieben sie es nebst dem göttlichen Segen zu, daß sie auch im hohen Alter so frisch und leistungsfähig blieben.

Die Lasten und Nöte der häuslichen Arbeit wurden übrigens weit überwogen durch die Freuden, die die Eltern mit ihren Kindern und an ihnen hatten. Schon an ihrer Sprache! Wir Kinder redeten entweder tibetisch, wie das beim täglichen Verkehr mit unsern braunen Altersgenossen nicht anders sein konnte, oder wir gebrauchten die deutsche Muttersprache mit tibetischer Wort- und Satzstellung. Nur in der „Schule“ durfte nicht anders als Hochdeutsch gesprochen werden. Unser Tibetisch-Deutsch aber muß recht possierlich geklungen haben, besonders wenn es lustige Kindergedanken zum Ausdruck brachte. Z. B.: „In Papa Redslobs Köpfele was jetzt drin ist?“ So fragte einst der kleine Allerweltsfrager Hermann ganz unvermittelt die Mutter, während er nach seiner Gewohnheit von einem Bein auf das andere sprang. Die Angeredete konnte sich diese höchst realistisch gemeinte Frage nicht erklären, bis ihr einfiel, daß sie einige Tage vorher zu dem Jungen gesagt hatte, er solle nicht so vorlaut sein. Papa Redslob (Vaters Kollege) könne nicht immer an Hermanns Spielsachen denken. Er habe genug andere Dinge im Kopf. — Ein anderes Mal stürmte der Kleine mit seinem Stecken heldenmässig wie ein junger Siegfried gegen allerhand Ungetüme, die er in seiner regen Phantasie vor sich sah. Da erklärte sein Schwesterchen: „Lydia lieber kein Held sein wollt, Lydia lieber bei Mutter bleiben!“ — Solches Kindergeplauder erfreute der Eltern Herz.

Manch harmlos froher Zug aus der schriftlichen oder mündlichen Familienchronik der Eltern wurde noch nach Jahrzehnten durch der Kinder Erinnerung bestätigt. Was für Freudestunden waren es z. B., wenn die Mutter mit uns zum Lilienplatz ging, wo eine blaue Schwertlilie

im Frühjahr den ganzen Berghang bedeckte; oder wenn wir Kinder in den Spitzkörben auf den Rücken der Tibeter nach Tingse hinauf getragen wurden. Wie staunten wir darüber, daß die einfache Reseda der Mutter Lieblingsblume sei, da war uns des Vaters Steinnelke doch einleuchtender! Wie hingen wir an der Mutter Mund, wenn sie uns Geschichten erzählte — und wie konnte sie erzählen! Am Schönsten aber war es doch, wenn sie uns in ihr „ein und alles“, in ihre Bibel einführte! Da verstand sie es wie kaum einer, uns Kindern die biblischen Geschichten zu veranschaulichen und mit unserer kindlichen Vorstellungswelt zu verknüpfen. Und das weckte dann nicht nur unsere Liebe und unser Verständnis für jene Erzählungen, sondern spornte oft genug auch unseren Eifer an bei Arbeit und Spiel. Mit welcher Begeisterung rausten wir z. B. unter ihrer Leitung das Unkraut aus den Beeten, gerade so, wie die Kinder Israel das gelobte Land von den Kananitern, den Philistern und anderem Geschmeiß zu säubern hatten! — Ja, es war ein großes Familienglück, das dort im Khyelanger Missionshaus erblühte.

2. Das große Opfer der Missionare

Um so schmerzlicher war das herbe Dahingebenmüssen, der bittere Verzicht, der im Familienleben der Missionare nun einmal eine solche Rolle spielt. Vater Heyde pflegte immer zu betonen, daß die Mission für den Missionar kein Opfer bedeute; er habe i h r viel mehr zu verdanken als umgekehrt. Nur eines wurde auch von Heydes als schweres Opfer empfunden: Die Trennung von den Kindern! Wenn die Kinder ein gewisses Alter erreicht haben, müssen sie um ihrer weiteren Erziehung willen nach Europa. In Kleinwelka bei Baußen in Sachsen, wo die Mutter selbst einst gewesen, wurden auch ihre Kinder erzogen. Elly, die älteste Tochter, fuhr mit Missionar Jäschke im Jahr 1868 nach Deutschland. Paul, den ältesten Sohn, hätten sie gern selbst in die deutsche Heimat gebracht und damit ihren ersten Urlaub verbunden. Doch traten sie zurück, als ein anderes Missionspaar in die Heimat wollte. Und als sie dann später einmal von bedeutsamer Stelle zu hören bekamen: „Die Reise sei so teuer und in Tibet seien noch zu wenige getauft“, da stand es für Vater Heyde fest, daß er niemals wieder Europaurlaub beanspruchen werde, solange er noch arbeitsfähig sei. So wurde der kleine Paul im Jahre 1871 einer anderen Familie mitgegeben. Im Tagebuch heißt es über diesen Abschied: „12 Tage nach Lydias Geburt; 3 Tage, nachdem ich zum erstenmal wieder aufgestanden war, kam der Tag, vor dem uns schon lange gegraut hatte. Nachdem die lieben Reisenden bei uns gefrühstückt, brachen sie um 9 Uhr mit unserem lieben Paul auf. Der Abschied wurde mir entsetzlich schwer. Ich ging nur bis zur Veranda mit,

Papa bis zur Bielingschlucht. — Hermann schrie, weil er sich vor den vielen Menschen fürchtete. Wie leer und öde fühlten wir uns den ganzen Tag. Gottlob aber schadete es mir und der Kleinen nichts.“ —

Noch schwerer als dieser Abschied war ein anderes Opfer, das die Eltern in ihrem Missionsberuf bringen mußten: Die Zahl der Kindergräber auf dem Gottesacker zu Khyelang ist unverhältnismäßig groß. Die dünne Luft (3000 m Höhe) und das Bergklima des Himalaya scheint vielfach den Kindern europäischer Eltern verhängnisvoll geworden zu sein. Auch Heydes mußten drei Kinder im blühenden Alter dahingeben: 1870 ging die kleine dreijährige Agnes heim. Vor allem aber war es das Jahr 78, das von den Eltern ganze Ergebung in Gottes Willen forderte, und dessen Führung der Vater damals als die schwerste Heimsuchung in seinem bisherigen Leben empfand. Rasch nacheinander entschliefen die siebenjährige Lydia und der neunjährige Hermann zu einer Zeit, wo die Mutter bereits eifrig an ihrer Ausstattung für die Reise nach Europa arbeitete, die sie gemeinsam antreten sollten. Lydia muß nach der Aussage der Eltern das lieblichste und Hermann das begabteste unter ihren Kindern gewesen sein. Ein typhöses Bergfieber raffte sie dahin. Das Tagebuch berichtet darüber unter dem 8. Oktober 1878: „Die ganze Nacht am Bett unserer lieben Lydia verbracht! Sie war ruhig, mit Ausnahme von einigen Erstickungsanfällen. — Am Morgen fasten wir wieder Hoffnung, wichen aber den ganzen Tag nicht von ihrem Lager. Sie lag still, konnte nur wenig lispeln, war aber viel bei sich und verstand alles, was wir sagten. Wir sprachen viel über ihr Heimgehen. Wenn sie uns weinen sah, streichelte sie uns und lispelte: „Papa, ei, ei — Mama, ei, ei!“ Es war so gar rührend. Dazwischen konnte man verstehen: „weh, weh“, während sie auf den Hals zeigte. — Abends nach 5 Uhr trat die Veränderung ein, der Todeskampf begann. Wir empfahlen nochmals unter Tränen unseres Kindes Seele in des Heilands Hände. Nur wenige Augenblicke noch, da richtete sie den klaren Blick mit dem Ausdruck des Erstaunens in die Höhe — und ihr Atem stand stille. O liebes, teures Kind, wüßten wir doch, was du da gesehen hast!“ —

Und unter Sonntag dem 1. Dezember lesen wir: „Schmerz- und tränenvolle Tage liegen hinter uns. Am Dienstag stellte sich bei Hermann das Fieber wieder ein. Der Hals wurde schlimmer trotz Pillen, Salbe und Medizin. In den Nächten Unruhe und Phantasieren; am Tage mehr Stille, besonders beim Erzählen biblischer Geschichten. Freitag früh merkten wir, daß es zum Ende ging. Das Fieber war heftig, er redete viel irre. Sein Durst war unauslöschlich. Dazwischen war er bei sich, kannte uns, und seine letzten Worte waren: „Papa, Mama!“ Dann schloß er die Augen, gerade als die Sonne aufging. Wir emp-

fahlen im Gebet seine scheidende Seele dem Heiland, bei dem unser Junge wohl aufgehoben ist. — Am 29. November, gerade 7 Wochen, nachdem Lydia begraben worden war, ging unser geliebter Hermann heim.“

Auch Gerhard, das jüngste Kind, war damals dem Tode nahe. Es wurde gegen Erwarten wieder gesund und war noch 2 Jahre hindurch der betrübten Eltern Freude und Trost. Dann verließ auch er das Elternhaus und trat unter der Obhut der Frau eines höheren Regierungsbeamten die Reise nach Europa an. Die Eltern brachten ihren Jüngsten von Khyelang bis nach Simla. Dort fiel das Büblein vom Pferd und brach den Arm. Eine Maultierkarawane hatte das sonst lammfromme Kößlein scheu gemacht. Das geschah 3 Tage vor dem Abschied. Gerhard reiste mit dem Arm in der Schlinge über das Weltmeer. Er war unterwegs fast stumm und fing erst wieder an zu reden, als er in München von seiner großen Schwester in Empfang genommen wurde. — Der Eltern Herz hatte bei jenem Abschied geblutet. Doch konnten sie nichts anderes tun, als auch dieses Kind wie die schon vorangegangenen in Gottes Hand zu legen.



VII. Nicht gezählt, sondern gewogen



I. Die Früchte der Arbeit

Lebenshemmungen werden für den Christen zu Lebensförderungen, das heißt sie bringen ihn dem Urquell alles Lebens näher. Sie führen ihn tiefer hinein in das Reich Gottes. Das erlebten auch Heydes. Denn die Opfer, die von ihnen gefordert wurden, vor allem die Trennung von ihren Kindern, machten sie nur um so williger, in ihrer Missionsarbeit freudig dem Herrn zu dienen, dem sie ihr Leben geweiht hatten.

Als im Jahre 1880 ihr letztes Kind von ihnen gegangen war, stand Heyde bereits 27 Jahre in der Arbeit. Und nun folgte eine fast ebenso große Zeit gesegneter Wirksamkeit. Von der Art der Arbeit hatten wir bereits gehört. Es bleibt uns noch übrig, von den Erfolgen der Arbeit ein Wort zu sagen. Der sichtbare Kern dieses Erfolges war das Christenhäuflein, das sich in Khyelang sammelte und festigte. Diese Gemeinde trat seit 1880 für Heydes ganz an die Stelle der Familie. Sie zählte zum Schluß etwa 50 Personen; eine gar geringe Schar, die nur langsam gewachsen war.

Über 10 Jahre hatte es gedauert, bis der erste Tibeter, ein Lama namens Puntfog, vom Geist des Evangeliums innerlich überwunden, sich zur Taufe meldete. Das war im Jahr 1870. Und es schien, als wollte sich damals die Bevölkerung in größerer Menge zum Christentum bekehren. Sie war willig zur Aufnahme des Wortes und machte kein Hehl daraus. Da fiel am 2. März 1870 in eigentümlicher Weise jener Puntfog vom Dach und starb. Es war ein offenes Geheimnis und den Missionaren eine ausgemachte Sache, daß er von seinen Kollegen herabgestürzt worden war. Die Lamas fürchteten für ihren Einfluß, und nun setzte im Geheimen eine Gegenströmung ein, deren Wirkungen nur zu deutlich wurden. Die Eingeborenen wurden seit jener Zeit scheu und zurückhaltend, sobald man auf ihre Religion zu sprechen kam. Vorher

waren sie harmlos und empfänglich gewesen, nun wurden sie ängstlich und verschlossen. Wohl nahmen die Talbewohner nach wie vor die Hilfe der Missionare bei mannigfachen Gelegenheiten in Anspruch, aber sie fanden keinen Mut zum offenen Übertritt. Wie viele haben es dem Vater und der Mutter Heyde gesagt: „Im Herzen sind wir Christen, wir beten zu Jesus, aber wir dürfen es nicht zeigen.“ — Sie fürchteten die Rache und den Zorn der Lamas.

Das war nun freilich eine schmerzvolle Enttäuschung, eine herbe Glaubensprüfung für die Missionare. Mit großen Hoffnungen und voll Begeisterung hatte einst die heimatliche Gemeinde jene ersten Sendboten nach Innerasien ausgesendet. Und nun so langsame und spärliche Erfolge! Es blieb für Heyde und seine Gattin stets ein großer Kummer, daß die tibetische Mission nicht mit größeren sichtbaren Erfolgen aufwarten konnte. Aber dieser Kummer trieb nur um so tiefer in Gebet und Fürbitte hinein; und das war wiederum der Weg, auf dem sie den Mut der Hoffnung und die Arbeitsfreudigkeit stets aufs neue erlangten.

In den Anfangszeiten der Brüdermission war man rascher bei der Hand, die Zelte abzubrechen, wenn die Arbeit erfolglos schien, und sie an anderer Stelle wieder aufzuschlagen. Vielleicht wäre das auch, menschlich gesprochen, in bezug auf die tibetische Arbeit das Richtigere gewesen. Aber Gott wollte hier offenbar ein Schulbeispiel dafür schaffen, daß der Wert eines Christenlebens und auch eines missionarischen Lebens nicht von dem äußeren Erfolg der Arbeit abhängt, sondern von der Treue, mit der sie getan wird. Denn die Brüdergemeinde, und besonders der englische Teil derselben, bestand auf Fortführung des tibetanischen Missionswerkes, und da waren auch die Heydes von ganzem Herzen dabei. „Wenn Gottes Stunde einst für Tibet schlagen wird, werden andere ernten, was wir gesät haben.“ Das war ständig ihre stille Hoffnung.

Im übrigen freuten sie sich des Sakes, der ihnen einst aus einer Missionsfestpredigt in Deutschland entgegen geklungen war: „Im Reich Gottes wird nicht gezählt, sondern gewogen.“ Die Wahrheit dieses Wortes empfanden sie bei ihrer Arbeit unter den Tibetanern.

Der weitgehende indirekte Einfluß der Mission auf das gesamte Volksleben ist bereits erwähnt worden. Er ging über die auch heute noch verschlossene Grenze bis in das Innere von Großtibet; denn wo die Missionare selbst nicht hingelangen konnten, dahin fanden die zahlreichen von ihnen gedruckten Schriften den Weg. — Vater Heyde sagte einmal: „Im Himmel werde ich sicherlich einer ganzen Reihe von ungetauften Tibetern begegnen, denen ich den Weg zum Leben zeigen durfte.“ Und Mutter Heyde ging regelmäßig am Sonnabend Nachmittag mit dem Bergstock bewaffnet in die nächsten Dörfer, um diejenigen unter den

Heiden zu besuchen, die alt, schwach oder krank waren; und dabei ist manch gutes Samentörnlein ausgestreut worden.

Gestaltete sich so das Verhältnis der ehrwürdigen Missionsleute zu ihrer heidnischen Umgebung im Lauf der Zeit immer fruchtbringender, so war doch die Pflege der Christengemeine in Khyelang das Allerheiligste ihrer Tätigkeit. War sie der Zahl nach auch gering, so waren ihre erwachsenen Mitglieder doch in erfreulicher Weise herangereift und innerlich gefestigt, so daß Khyelang mit Recht ein helles Sternlein am dunklen Himmel des Heidentums genannt wurde. Solides Christentum wurde dort ausgelebt und diente als Vorbild für Christen und Heiden nah und fern.

Ein mit seltenen Ausnahmen das ganze Jahr hindurch gehaltener Morgensegen vereinte die an eine große Patriarchenfamilie erinnernde Gemeine. Familienväter wie Dana, Drogpa, Jorpuntsog, Tsang Kint-schen und Gayuntsog, wenn er von seiner Außenstation herüberkam, beteiligten sich am Halten desselben. — Und wenn erst die Feldarbeit ruhte und der sog. Winterplan einsetzte, dann erhielt das Leben noch deutlicher ein familiäres Gepräge. An Stelle der Arbeit im Freien trat die im Hause und Gehöft, in der Druckerei und im Frauenarbeitsaal. Dreimal in der Woche fanden Abendversammlungen statt: Eine Bibelfunde, eine Missionsgeschichte und ein Gesanggottesdienst. — In den Unterrichtsstunden, die für Männer und Frauen getrennt gehalten wurden, sollte die christliche Erkenntnis planmäßig vertieft werden; so wurden da in einem Winter Teile der Besten Glaubenslehre durchgenommen.

Und die Christen nahmen es ernst, der Geist Gottes war am Werk. Nach einer Predigt über den inneren Schmuck des Weibes (I. Petri 3, 4) legten z. B. alle Frauen mit einer Ausnahme ihren Veratschmuck freiwillig und für immer ab. Und das wollte etwas heißen! — Mit dem Taufunterricht nahm es Vater Heyde sehr gründlich, vielleicht zu gründlich.*) Das war wenigstens die Meinung seines geistlichen Sohnes, des treuen Evangelisten in Tshot, Jamsga Puntsog mit Namen (Jams — Liebe, ga — Freude, Puntsog, sein früherer heidnischer Name, — vollkommen). Dieser hatte als 12jähriger Knabe, während seine Eltern in der Farm arbeiteten, die Schule in Khyelang besucht, war dann mit seinen Eltern wieder fortgezogen, hatte 10 Jahre lang nichts von sich hören lassen und tauchte dann plötzlich als junger Mann wieder auf mit der Bitte, in der christlichen Lehre unterrichtet zu werden. Nur zu gern ging Vater Heyde darauf ein. Ein volles Jahr stand nun Ga

*) Sog. Reischristen gab es in Khyelang auf jeden Fall nicht. So nennt man in China diejenigen, die um eines äußern Vorteils willen zum Christentum übertreten.

Puntsog im Taufunterricht, bis es ihm zu lang wurde und er nochmals dringend um die Taufe bat. Er hat dann später selbst erzählt, daß sein Seelsorger zu ihm gesagt habe: „So steht's also bei dir? Na, dann wollen wir nicht länger mit der Taufe warten!“ —

So vorsichtig Heyde bei der Aufnahme war, so weitherzig — für manchen seiner Kollegen zu weitherzig — war er mit seinem Grundsatz, die Getauften zu selbständiger Arbeit heranzuziehen; oft sprach er es aus: „Man lasse die Heidenchristen wissen, daß wir sie dringend nötig haben.“ Auch wenn es gelegentlich vorkam, daß eine solche Behandlung den Leuten zu Kopfe stieg, so war der Grundsatz doch wohl richtig, zumal wenn er in Verbindung mit Römer 8, Vers 12 gehandhabt wurde: „Regiert jemand, so regiere er sorgfältig.“ Und das hat Vater Heyde getan.

Noch sei der Schulunterricht für die Jugend erwähnt. Heyde hatte in den siebziger Jahren das Schulinspektorat über die Regierungsschulen in Lahoul, 9 an der Zahl, übernommen. Er hatte sie im wesentlichen selbst ins Leben gerufen. Die Wühlarbeit der Lamas hatte es aber dahin gebracht, daß jeder christliche Einfluß aus der Schule ausgeschaltet werden sollte. Daraufhin sank die Zahl der Schulen bis auf 2, und erst am Ende von Heydes Tätigkeit nahm sie wieder zu. — Die Beschulung der Christenkinder und der erwachsenen Töchter der Gemeinde lag in den letzten Jahren ausschließlich in Mutter Heydes Hand. Da war sie, die einstige Lehrerin, mit Begeisterung dabei. Sie sorgte auch dafür, daß die Jugend außerhalb des Unterrichtes nicht zu kurz kam. Gerade weil die Christen so mancherlei entbehren mußten, weil sie z. B. nicht zu den Gelagen und Tanzlustbarkeiten bei den Gökenfesten gehen konnten, suchte Mutter Heyde für gediegenen Ersatz. Wie manchen fröhlichen Ausflug zu Fuß, mit Pferd oder Esel, wie manches Kinderfest und Liebesmahl hat sie mit der Jugend veranstaltet. Alt und Jung wußte noch nach Jahren davon zu erzählen.

So wußten die Christen Kvelangs von keiner Kluft zwischen sich und den Missionaren. Wie Kinder bei ihren Eltern, so gingen sie bei Vater und Mutter Heyde aus und ein, so wurden sie von ihnen besucht. — Und wenn dann eine besondere Gelegenheit wie das Abendmahl die Gemeinde zusammenrief, dann kam es auch in festlicher Weise zum Ausdruck, daß man zusammengehörte und in einem Herrn verbunden war. Dann erschienen die Männer weiß gekleidet und die Frauen in dunklem Gewand mit weißem Überwurf. Ein erhebender Anblick! Und wenn sie dann beim Knien nach Landesitte die Erde mit dem Haupt berührten, um sich vor Gott im Staub zu beugen, so war das mehr als eine Form. Dann war der unsichtbare Hirte inmitten seiner kleinen Herde, und sie hatten keinen Mangel. — Oft nahmen auch Heiden an

den Gottesdiensten teil. Besonders in der Christnacht, wo die Gemeinde ihre Weihnachtslieder sang; und am Silvesterabend reichte der Kirchensaal bei weitem nicht aus, um die Besucher alle aufzunehmen.

2. Der Abschied von Khyelang

Und wie strömte schier das ganze Tal zusammen, als die Abschiedsstunde schlug. Es hatte einen schweren Entschluß gekostet, bis Vater Heyde sich dazu durchgerungen hatte, die ihm übertragene Leitung der tibetischen Mission niederzulegen und Khyelang zu verlassen. Noch fühlte er sich rüstig, ebenso wie seine Frau, doch wußte er, daß er mit 74 Jahren einer jüngeren Kraft Platz zu machen hatte.

Als er zum letztenmal nach seinem geliebten Tingtse hinaufstieg, folgte ihm wie zufällig ein alter Lama den Berg hinauf. Derselbe stand nicht gerade in dem Geruch, ein Freund der Mission zu sein, und ununterbrochen murmelte er auf dem Weg allerhand Unverständliches vor sich hin, so daß Vater Heyde sich schließlich veranlaßt fühlte, sich umzuwenden und ihn zu fragen, was er wolle. Da stieß er mit rauher Stimme die Worte aus, und die ganze Gestalt bebte vor Erregung: „Warum wollt ihr gehn, ihr seid unsere Freunde, euch haben wir lieb, ihr sollt bleiben.“ — Ach, und wie gerne wäre Vater Heyde geblieben! — Als vor einer Reihe von Jahren auf einer Konferenz allerhand tibetische Missionsprobleme geäußert wurden, hatte er sich fast leidenschaftlich einem Kollegen gegenüber geäußert: „Und wenn ich mit Khyelang unterginge über all den Schwierigkeiten, ich weiche nicht!“ Und nun wich er doch, aus Gehorsam gegen den allerhöchsten Befehl.

Aber der Abschied war unsagbar schwer, ein schmerzliches Sichlosreißen. Frau Schnabel schreibt darüber: „Dicht gedrängt standen die Leute auf der großen Veranda, im Hausflur und in den Stuben. Jeder wollte noch einmal die Hand drücken und ein Abschiedswort hören. Da drängte Vater Heyde, denn die Pferde standen längst bereit. Ein Schluchzen ging durch die Menge, als die beiden, die über ein Menschenleben Vater und Mutter des Tales gewesen waren, sich schweigend hindurchdrängten, da sie vor Bewegung kein Wort mehr sagen konnten. Außerhalb des Tores bestiegen sie die Pferde, und bald waren sie unsern Blicken entschwunden. Oh, wie verwaist und einsam kamen wir uns vor!“

Zwei Stunden hinter dem Dorf, nicht weit von der Brücke, wo sich die beiden zum erstenmal gesehen hatten, begegnete ihnen, aber auf der andern Seite des Baches, eine Herde mit Schafen. Sie wurden von Mädchen getrieben, die auch in die Strickschule gekommen waren. Mutter Heyde winkte ihnen zu und rief, so laut sie konnte, über das

schäumende Wasser ihren Abschiedsgruß. Aber die Entfernung war zu weit. Die Mädchen hatten sie nicht erkannt. Mutter Heydes Worte wurden vom Rauschen des Baches und vom Blöken der Schafe verschlungen. Da brach sie schluchzend zusammen und in die Arme ihres Gefährten. — Vorwärts mit Gott, so hieß es wieder, wie vor 40 Jahren, und ein Zurück gab es nicht!



VIII. Der Lebensabend



I. In Darjeeling

Hendes Ausbruch von Khyelang im Herbst 1898 hatte noch einen besonderen Grund. Er sollte eine Durchsicht und Umarbeitung der tibetischen Übersetzung des Neuen Testaments vornehmen. Diese hatte sich als notwendig herausgestellt, und zwar sollte sie in Fühlung mit einer skandinavischen Missionsgesellschaft, die im südöstlichen Himalaya unter den Tibetern arbeitete, vollzogen werden. Die britische Bibelgesellschaft wollte für diese Arbeit und den aus ihr sich ergebenden Neudruck aufkommen. — Außerdem trat die indische Regierung mit dem Ansuchen an Heyde heran, auf Grund der reichen Kenntnisse, die er sich durch den langjährigen Umgang mit den Tibetern angeeignet hatte, eine Revision des englisch-tibetischen Wörterbuches vorzunehmen.

Diese beiden ehrenvollen Aufträge erforderten viel Mühe und Zeit. Doch waren sie ganz nach dem Sinne des noch immer arbeitsfreudigen Missionars. Und seine Gattin, ohne deren treue und umsichtige Pflege der hochbetagte Mann nicht mehr leben konnte, war selbstverständlich auch die freudige Gehilfin dieser seiner letzten Lebensarbeit.*)

So reisten die beiden von Khyelang nach Darjeeling, der prächtigen Villenstadt nördlich von Calcutta, am Südbhang des Himalaya. Dort bezogen sie in dem benachbarten Dörflein Ghum ein kleines Landhaus, wo sie sich für ihre Arbeit häuslich einrichteten. — Von ihrer Veranda aus hatten sie einen wundervollen Blick: Tief unter sich die Täler- und Bergeshänge mit ihrer tropischen Fülle; oft genug aber auch ein großes, wildbewegtes Wolkenmeer. Und über allem thronte in majestätischer

*) Die britische Bibelgesellschaft hat später das Heydesche Missionspaar in Anerkennung dieser verdienstvollen literarischen Arbeit zu Ehrenmitgliedern gemacht.

Ruhe und blendender Schönheit — greifbar nahe und doch meilenweit entfernt — die reine Gletscherwelt des Kintshintshunga, des zweithöchsten Berges der Erde.

Vier Jahre durften sie bei ihrer Arbeit diese stillen Schönheiten der ihnen so lieb gewordenen Bergeswelt genießen; ein freundliches Abschiedsgeschenk ihres Gottes, bevor sie die Berge für immer verließen! Auch sonst hatten sie manche Annehmlichkeiten in Ghum, vor allem Gelegenheit zu wertvollem Verkehr und zur Pflege reger Beziehungen mit ihren skandinavischen und englischen Freunden.

Ein dunkler Schatten fiel allerdings auf diese Zeit, und zwar von der fernen deutschen Heimat aus. Beunruhigende Nachrichten über das Ergehen ihrer einzigen Tochter liefen ein. Elly war damals in Herrnhut verheiratet und die Mutter von sechs kleinen Kindern, als sie von einer schweren Krankheit befallen wurde. Durch diese Nachricht wurde die Sehnsucht nach der geliebten deutschen Heimat, die sich besonders in den letzten Jahren bei ihnen geregt hatte, noch mächtig gesteigert. Und doch hielten sie es für ihre Pflicht, auszuhalten, bis die begonnene Arbeit vollendet war. Vater Heyde schrieb in jenen Tagen: „Auch wenn meine Tochter sterben sollte, ohne daß wir sie vorher gesehen haben, ich kann nicht anders; ich darf nicht reisen, bevor ich meinen Auftrag erfüllt habe. Denn ich nahm ihn aus des Herren Hand.“ — Unter heißen Tränen und mit Herzweh lasen sie dann den Brief, der ihnen von dem letzten schweren Leiden und dem Tod ihrer Tochter berichtete. Doch ihre Seele war stille zu Gott.

2. Heimwärts nach fünfzig Jahren

Im Frühjahr 1903 konnten sie endlich nach vollbrachter Arbeit Indien verlassen. — Wie viel bequemer war doch jetzt die Reisegelegenheit, als damals vor 50 Jahren. Und doch, die Überfahrt, der Klimawechsel und vor allem die Ankunft in Europa waren für den bald 80jährigen und seine fast 70jährige Reisegefährtin nicht leicht. In Genua, wo sie landeten, war der Agent, der sie in Empfang nehmen und weitergeleiten sollte, nicht an Ort und Stelle. Hilflos und verlassen saßen die beiden Alten auf ihren Koffern, umwogt vom Getriebe des Hafens, bis freundliche Menschen ihnen weiterhalfen. In Luzern lag die Mutter blutüberströmt im Wartesaal, da ihr beim Aussteigen der Koffer eines Mitreisenden auf den Kopf gefallen war. In Basel genossen sie die liebenswürdige Gastfreundschaft bei den Verwandten eines ihrer früheren Mitarbeiter.

Am 10. Mai endlich gab es ein Wiedersehen mit den beiden Söhnen, die ihnen noch geblieben waren. Das war für alle Beteiligte

ein denkwürdiger Tag. Der eine Sohn hatte die Eltern 35 Jahre, der andere 25 Jahre nicht mehr gesehen. Klopfenden Herzens warteten sie am Bahnhof zu Halle. Sie wußten nur im allgemeinen die Zeit der Ankunft. So suchten sie von 4 Uhr nachmittags bis abends um 11 Uhr die Züge ab, die von Süden kamen, ob sie da wohl Leute fänden, die ihre Eltern sein könnten. Endlich um 11 Uhr mit dem letzten D-Zug kamen sie an. Als die Menge sich bereits verlaufen hatte, stiegen aus dem hintersten Wagen zwei Personen aus, bei deren Anblick eine innere Stimme uns sagte: „Das sind die Eltern!“ Der Vater, in grauem Ulster mit schneeweißem Bart und breitkrämpigem schwarzem Hut, schritt voran, in grader Haltung und fast militärischem Schritt. Ihm folgte ein gebeugtes Mütterlein. Der Vater ging an uns vorüber. Das Mutterauge aber erkannte die härtigen Söhne. Sie stuzte einen Augenblick, als sie uns sah, dann breitete sie die Arme aus und sagte: „da sind sie ja!“

So oft der Schreiber dieser Zeilen später an das Wiedersehen dachte, fiel ihm das Wort aus dem ersten Petrusbriefe ein: „Nicht gesehen und doch lieb haben, und dann ein Wiedersehen mit unaussprechlicher herrlicher Freude!“ So muß es einst im Himmel sein. Wie leicht wurde unsern Armen der schwere indische Koffer, wie flogen die Füße, als es galt, den durstigen Eltern das erste Glas Wasser zu holen!

Es ist keine Seltenheit, daß die heimkehrenden Missionare und ihre Kinder sich auseinandergelebt haben und innerlich entfremdet sind. Wir empfanden es als ein großes Geschenk, daß dies bei uns nicht der Fall war. Vom ersten Augenblick an waren wir ein Herz und eine Seele. Die Eltern hatten trotz ihrer Bergeseinsamkeit mit der Zeit fortgelebt und waren geistig frisch geblieben. Vor allem aber verdanken wir jenes kostbare Gut ihren treuen Gebeten und den Briefen der Mutter. Sie waren niemals langweilig, niemals oberflächlich. Sie enthielten niemals eine Strafpredigt an den fernen Jungen, obwohl er sie oft verdient hätte. Sie waren auch nicht mit langen frommen Ermahnungen beschwert, und wirkten grade dadurch erzieherisch und heilandsmäßig. Sie waren voll Weisheit und frommen Geistes, und aus jedem Wort spürte man die Liebe. —

Was wir nun vom Ruhesabbat des Wilhelm Heyde und der Maria geb. Hartmann noch zu erzählen haben, ist bald gesagt. In Herrnhut ließen sie sich nieder. Dort hat der alte Streiter, „der in seinem Panzer ehrsam grau geworden ist“, noch vier Jahre gelebt, und es war im Ganzen eine glückliche Zeit. Wohl waren die alten Freunde und Bekannten, die er vor 50 Jahren gehabt hatte, hinweggestorben, wohl brannte das Heimweh nach dem geliebten Tibet oft heiß im Herzen, wohl galt es manche Enttäuschung und unerwartetes Herzeleid zu überwinden, aber der Heiland, an den er sich in seinem kindlichen, einfältigen Glauben stets ge-

halten hatte, half durch alles hindurch. Eine Quelle reicher Freuden blieb der Verkehr mit den Kindern und Kindeskindern; eine Stärkung und Erquickung auch die Teilnahme an dem Herrnhuter Gemeinleben, das er in religiöser und sittlicher Hinsicht für geförderter hielt als vor 50 Jahren.

Besonders aber half ihm über manche schwere Stunde die Arbeit hinweg, die er auch jetzt noch Hand in Hand mit seiner Gattin für die Sache der Mission tun durfte. Es handelte sich um die Durchsicht und Überwachung des tibetischen Druckes der fünf Bücher Moses, um dessentwillen das greise Ehepaar auch einige Monate in Berlin weilte. Über diesem Werk ist ihm seine letzte Schaffenskraft ausgegangen. Noch sehen wir den ehrwürdigen Greis mit doppelter Brille und Vergrößerungsglas über seinen Korrekturbogen sitzen, bis das Augenlicht schließlich fast ganz versagte. Als er drei Monate vor seinem Tode diese Arbeit vollendet hatte, war er voll Lob und Dank; in dem freudigen Gefühl, wie es ein Landmann hat, der noch vor dem hereinbrechenden Unwetter die Ernte unter Dach und Fach gebracht hat. „Nun will ich freudig sterben“, so sagte er in seiner mannhaften Art, „um das, was ich andern so oft gepredigt habe, selbst mit der Tat zu bezeugen.“

Ein langes Krankenlager wurde ihm erspart. Der Kräfteverfall nahm rasch zu. Ein Zeichen der zunehmenden Schwäche war es, daß seine Gedanken wanderten, willenlos, doch ohne Fieber-Phantasien und geistige Umnachtungen. Unaufhörlich beschäftigte er sich mit seinen lieben Tibetern und dann stets in ihrer Sprache. Sein letztes Wort galt dem Gaspuntfog, den er ermahnte: „Du mußt den Leuten nicht immer sagen, daß sie besser werden sollen. Das tun die Lamas auch. An Jesus sollen sie sich halten, an den gekreuzigten Jesus. Das Kreuz muß deine Hauptpredigt bleiben.“

Am 27. August schloß er die müden Augen im Alter von 82 Jahren und 6 Monaten. —

Und seine Gattin? sie lebte noch 10 Jahre, nachdem sie ihren Wohnsitz in die Nähe ihres ältesten Sohnes nach Gnadau bei Magdeburg verlegt hatte. Sie hat in ihrer Witwenschaft die Wahrheit des Spruches erfahren, den ihr Freunde aus Indien mitgegeben hatten, und der stets über ihrem Bette hing: „At evening time it shall be light.“ (Um den Abend wird es Licht sein.) Körperlich und geistig frisch durfte sie bis an ihr Ende Liebe austheilen, Kranke besuchen und an ihren Kindern und Kindeskindern sich freuen.

Die Kriegszeit zehrte an ihrer Kraft und lastete auf ihrem Gemüt. Besonders der Gedanke an die Bundesgenossenschaft mit den Türken und die Feindschaft mit den Engländern war ihr schwer. 14 Tage vor ihrem

Ende erkrankte sie infolge eines Falles und mußte sich zu Bette legen. Sie spürte bald, daß es zum Ende ging; aber sie wußte sich in ihrem Gott geborgen. „Der Heiland hat mir alle meine Sünden vergeben“ so sprach sie am Tage vor ihrem Tode. — Bei ihrem selbständigen Charakter war es eine freundliche Fügung, daß sie den Kindern nicht lange zur Last fiel. Sie entschlief am 6. April 1917 im Hause ihres Sohnes zu Schönebeck an der Elbe.

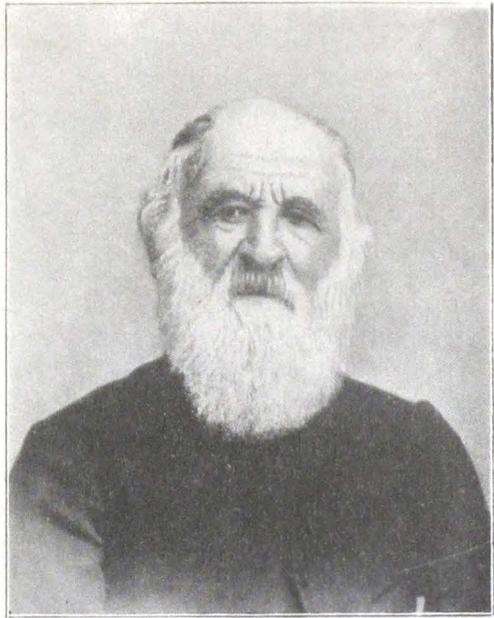
In den letzten Tagen hatte sie viel geschlummert. Doch eine Stunde vor ihrem Tode kam sie noch einmal zu sich und sagte das für sie bezeichnende Wort: „Ob ich wohl knien kann, oder wenigstens noch stehen? Der Livingstone ist doch auch auf den Knien gestorben.“ Dann schloß sie die Augen, um nicht wieder zu erwachen.

Sie hat ihr Alter gebracht auf 80 Jahre weniger 13 Tage.





Missionar Heyde und Frau mit tibetischen Christen in Kpelang 1896



W. Heyde, 1903



M. Heyde, 1914

